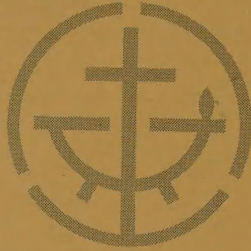


School of Theology at Claremont



1001 1359231

GERMAN



Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY  
AT CLAREMONT

California

# Jesus der Herr.

—Fünf Vorträge

von Karl Heim / Gerhard  
Reichel / Adolf Schlatter  
Otto Schmütz und Erich  
Stange



Erschienen  
im Furche Verlag Berlin





# Jesus der Herr



6327

Als Dublette ausgeschieden

Theological Library

SCHOOL OF THEOLOGY  
AT CLAREMONT  
California

Stimmen aus der deutschen christlichen Studentenbewegung  
Heft 2

# Jesus der Herr

Fünf Vorträge

von Karl Heim, Gerhard Reichel,  
Adolf Schlatter, Otto Schmiz und Erich Stange,  
gehalten in den Teilversammlungen  
der 28. Allgemeinen Deutschen Christlichen  
Studentenkonferenz



---

Erschienen im Furches-Verlag  
Berlin 1920

A110

Diese Sammlung wurde herausgegeben und eingeleitet von Pastor Johannes Kühne, Sekretär der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung. Den Titel zeichnete H. F. Schön. Gedruckt wurde das Buch bei Oscar Brandstetter in Leipzig.



## Zum Geleit

Jesus der Herr. Diese Erfahrung unseres Herzens hat die Reihen der DCSB seit ihrer Gründung geschlossen. Es ist die tiefste Freude unseres Lebens, daß wir einen Heiland haben, dessen vergebende Liebe die suchenden Geister zum Frieden führt.

Jesus der Herr. — Dies Bekenntnis stellt unsere Kreise hinein in die volkscirchliche Bewegung dieser Tage, von der wir eine Neubelebung des ermatteten Volkslebens erhoffen.

Jesus der Herr. — Das ist die Losung, mit der wir in dem Geisterkampf des jüngsten Deutschland auftreten und jenseits aller Politik und Wirtschaft die einigende Macht der göttlichen Offenbarung erleben.

Wir danken den Männern, die uns geführt, und grüßen die Kommilitonen, die sich zu uns geschart haben.

Das Geheimnis des Herrn ist unter denen, die ihn fürchten; und seinen Bund läßt er sie wissen. Ps. 25, 14.

Die Deutsche Christliche Studenten-Vereinigung.

---



# Aufbauende Kräfte unseres Glaubens im Zusammenbruch

Von Erich Stange

Es ist um die Wende des Jahres 1807. Durch die Straßen von Berlin marschirt die französische Besatzungstruppe, die auch jetzt noch, nach geschlossenem Frieden, das zusammengebrochene Preußen in harter Knechtschaft hält. Vor der akademischen Jugend seines Volkes aber beginnt der unerschrockene Philosoph jene Reden an die deutsche Nation, die hernach zu einem Stück deutscher Geschichte geworden sind. Eben hat er in der zweiten und dritten Rede das Ideal einer neuen Erziehung des Volkes in großen Strichen gezeichnet. Einen Augenblick will ihm bange werden, ob nicht das, was schon so viele vor ihm gepredigt, auch diesmal wirkungslos verhallen werde. Da — fast unvermittelt — hebt er an: „Höre dieses Zeitalter ein Gesicht eines alten Sehers, das auf eine wohl nicht weniger beklagenswerte Lage berechnet war.“ Und dann folgen jene uralten Worte, die einst ein prophetischer Mund fern der Heimat seinem verbannten Volke sagen durfte:

„Des Herrn Hand kam über mich und führte mich hinaus im Geiste des Herrn, und stellte mich auf ein weit Feld, das voller Gebeine lag, und er führte mich allenthalben herum, und siehe, des Gebeines lag sehr viel auf dem Felde, und siehe, sie waren sehr verdorret. Und der Herr sprach zu mir: du Menschenkind, meinst du wohl, daß diese Gebeine werden wieder lebendig werden? Und ich sprach: Herr, das weißest nur du wohl. Und er sprach zu mir: Weissage von diesen Gebeinen, und sprich zu ihnen: ihr verdorrtten Gebeine, höret des Herrn Wort! So spricht der Herr von euch verdorrtten Gebeinen, ich will euch durch Flehsen und Sehnen wieder verbinden, und Fleisch lassen über euch wachsen; und euch mit Haut überziehen, und will euch Odem geben, daß ihr wieder lebendig werdet, und ihr sollet erfahren, daß ich der Herr sei. Und ich weißagte, wie mir befohlen war, und siehe, da rauschte es, als ich weißagte, und regte sich, und die Gebeine fügten sich wieder aneinander, ein jegliches an seinen Ort, und es wuchsen darauf Aern und Fleisch, und er überzog sie mit Haut; noch aber war kein Odem in ihnen. Und der Herr sprach zu mir: Weissage zum Winde, du Menschenkind, und sprich zum Winde: so spricht der Herr: Wind, komm herzu aus den vier Winden und blase an diese Getödeten, daß sie wieder lebendig werden. Und ich weißagte, wie er mir be-

fohlen hatte. Da kam Odem in sie, und sie wurden wieder lebendig, und richteten sich auf ihre Füße, und ihrer war ein sehr großes Heer.“

So liest Johann Gottlieb Fichte, und dann fügt er hinzu:

„Lasset immer die Bestandteile unseres höhern geistigen Lebens ebenso ausgedorret, und ebendarum auch die Bande unserer Nationaleinheit ebenso zerrissen, und in wilder Unordnung durcheinander zerstreut herumliegen, wie die Totengebeine des Seher's; lasset unter Stürmen, Regengüssen und sengendem Sonnenscheine mehrere Jahrhunderte dieselben gebleicht und ausgedorret haben; — der belebende Odem der Geisterwelt hat noch nicht aufgehört zu wehen. Er wird auch unser's Nationalkörpers erstorbene Gebeine ergreifen und sie aneinanderfügen, daß sie herrlich dastehen in neuem und verklärtem Leben.“

Wunderliches Volk der Deutschen! So oft wie kein anderes um dich her hast du im Laufe der Jahrhunderte zerbrochen am Boden gelegen, überwunden von der Übermacht feindlicher Nachbarn und von dem Geist der Zwietracht im eignen Innern — seit den Tagen Hermanns des Cheruskers bis heute. Aber immer wieder ist alsbald, wie eine Selbstverständlichkeit, die Zuversicht in dir aufgestanden, daß solcher Zusammenbruch nur etwas Vorübergehendes sein werde, dem ein neuer Aufstieg alsbald folgen müsse.

Wunderliche Zuversicht allerdings — als ob nicht die Trümmerhaufen Trojas und Ninives, Karthagos und Athens deutlich genug davon sprächen, daß unvergängliche Dauer keinem Volke der Erde beschieden sei! Und doch — eine solche Zuversicht zuletzt noch das größte an diesem Volke und das einzige schier, was vielleicht auch heute noch an seine Zukunft glauben läßt. Merkwürdig, überaus merkwürdig in der That, wie auch in dieser Stunde deutscher Geschichte, wo uns selbst fast nichts mehr an diesem Volke lebenswert und achtungsgebietend scheinen will, das eine alle Parteien eint — ob auch in mancherlei und oft wunderlichen Formen: der felsenfeste Glaube an den Aufbau einer neuen Zukunft.

Mitten in solche Zuversicht unseres Volkes hinein stellen wir uns auch in dieser Stunde. Ja, wie würden wir anders hintreten dürfen vor eine akademische Jugend, für die doch in besonderem Sinne die Zukunft unseres Volkes ihre Zukunft ist? Mehr als andere wissen wir sie frei von der Versuchung, verzagt den Kopf hängen



zu lassen oder bequem einer neuen Ordnung sich anzuschmiegen. Tage geistiger Auseinandersetzung unter jungen Menschen einleiten wollen, wie es meiner heutigen Rede zur Aufgabe gestellt ist, kann nichts anderes heißen, als alle Kräfte mutigen Aufbaus in ihnen heraufbeschwören.

Reden wir hier aber vor einer christlichen Jugend oder doch wenigstens innerhalb einer christlichen Bewegung unserer akademischen Welt, so sind wir uns weiterhin von vornherein bewußt, daß in unseren Zuhörern in ganz besonderer Weise das Gefühl lebt, jetzt sei ihre Stunde gekommen. So ist es in der That immer gewesen, daß die christliche Jugend unseres Volkes Stunden nationaler Not als einen Aufruf ihrer besonderen, ihrer innersten Kräfte empfunden hat. Mit einem Hinweis auf die Bedeutung christlichen Glaubens in dem Chaos nach dem Dreißigjährigen Kriege schloß schon vor zwei Jahren meine Rede vor dieser selben Konferenz. Jener Johann Gottlieb Fichte aber, so wenig er das vorhin angeführte Wort des alttestamentlichen Propheten religiös verstanden wissen wollte, war sich doch durchaus bewußt, daß er irgendwie auch die Kräfte des Christentums brauchen werde, wenn die neue Erziehung deutscher Nation gelingen sollte: „Der Staat scheint bisher, je aufgeklärter er zu sein meinte, desto fester geglaubt zu haben, daß er, auch ohne alle Religion und Sittlichkeit seiner Bürger, durch die bloße Zwangsanstalt, seinen eigentlichen Zweck erreichen könne, und daß in Absicht jener diese es halten möchten, wie sie könnten. Möchte er aus den neuen Erfahrungen wenigstens dies gelernt haben, daß er das nicht vermag, und daß er gerade durch den Mangel der Religion und der Sittlichkeit dahin gekommen ist, wo er sich dermalen befindet.“ Muten aber diese Worte an, als seien sie geradezu in unsere Zeit hineingesprochen, so kommt uns daran unmittelbar zum Bewußtsein, wie selbstverständlich auch wir heute mit den Kräften unseres Glaubens rechnen, wenn wir an den Aufbau deutscher Zukunft denken. Gedanken dieser Art werden wir in diesen Tagen häufig etwa von den Kanzeln unserer Kirchen hören, aber sie finden auch im alltäglichen Gespräch zwischen uns ihren Ausdruck. Vor der akademischen Jugend solche allgemeingängbare Überzeu-

gung aussprechen, heißt freilich, sie sehr nüchtern einer Kritik unterwerfen. Und es soll durchaus die Aufgabe dieser Stunde sein, unbittlich zu prüfen, wie weit wirklich die Zuversicht in den Aufbau unseres völkischen Wesens mit Kräften unseres Glaubens rechnen darf...

\* \* \*

Zu den Büchern, die die Deutschen in diesen Tagen wieder anfangen sollten zu lesen, gehören vor anderen Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“. Dort steht in den „Neuen Bildern“ auch jenes Kapitel über die deutsche Erhebung nach 1806, das kein deutscher Mann heute überschlagen sollte, auch wenn es ihm die Schamröte in die Wangen treibt. Merkwürdig nur, wie rasch Freytag in diesem Abschnitt bei der Schilderung der Kräfte, die zum Aufbau eines neuen Volkes führten, an der Frömmigkeit vorübergeht! Wir sind es gewöhnt, die nationale Erhebung von 1813 mit der Erweckung im Anfang des Jahrhunderts zusammen zu sehen, und waren geneigt, gerade dem Wiederaufbau der religiösen Kräfte des Volkes ein gut Teil seiner nationalen Wiedergeburt zuzuschreiben. Wie nun, wenn es anders gewesen? Waren etwa an jener Erneuerung deutschen Volkstums christliche Kräfte des Volkes ohne Anteil, ja, bedeutete etwa gar jene christliche Erweckung nicht die Ursache, sondern das Produkt einer allgemeinen Regeneration? Oder aber: waren die Kräfte christlichen Glaubens in jenen entscheidenden Jahren deutscher Geschichte so eng eingeschlossen in einen kleinen Kreis reifer Menschen, daß sie — obschon innerlich ausschlaggebend — äußerlich für das Auge des Geschichtsschreibers nicht ohne weiteres erkennbar waren?

Ein Blick in die sittlich-soziale Geschichte des Christentums scheint uns vor die gleiche kritische Frage zu stellen. Schon die ersten Jünger Jesu beobachteten alsbald bei ihrem Hinaustreten in den griechisch-römischen Kulturkreis Symptome einer dekadenten Kultur um sich her und traten in schroffen Gegensatz zu einer sich offen brüstenden Unzucht, Schwelgerei und Perverstität. Man erwartet von dem siegreichen Vordringen christlicher Überzeugung in

der antiken Welt ohne weiteres eine Regeneration ihres sittlichen und sozialen Lebens. Hat sich diese Erwartung erfüllt? Hat das Christentum die antike Sklaverei beseitigt? Hat es die Verweichlichung der römischen Sitten erfolgreich bekämpft? Und wenn es ihm nicht gelang, soll man urteilen, daß seine regenerativen Kräfte auch hier versagt haben? Oder aber — lagen sie etwa tiefer, als daß sie ohne weiteres in die Erscheinung traten? Hat das Christentum am Ende nicht doch einen neuen Typus der Ehe geschaffen und die Sklaverei, wenn auch erst nach Jahrtausenden, schließlich überwunden?

Indessen, was brauchen wir in vergangene Zeiten hinabzutauchen, um Urteile zu gewinnen, die in ihrer Feinheit mit den Mitteln rückschauender Historie kaum eindeutig zu erheben sind. Hat sich doch vor unseren eigenen Augen ein Stück Geschichte vollzogen, das scheinbar schlaglichtartig unsere Fragestellung beleuchtet: Wir hoffen auf aufbauende Kräfte unseres Glaubens für die Gegenwart — und haben doch anscheinend ein erschütterndes Versagen christlicher Kräfte in unserem Volke erlebt!

Es kommt etwas hinzu, was diesen Eindruck für uns besonders erschütternd macht. Das Menschenalter, das hinter uns liegt, hat zweifellos auf deutschem Boden ein Erwachen neuen christlichen Lebens gebracht. Auf ein Geschlecht, das sich ehrlich, aber oft mühsam der Angriffe eines platten Materialismus erwehrte, folgte eine Jugend zielbewußten, tatenfreudigen, entschiedenen Christentums. Was aus kleinen Anfängen in den achtziger Jahren begann, war bis zum Kriege eine in mannigfachen Formen sich gestaltende Bewegung geworden, in die wir selbst uns hineingestellt wußten. Tatsächlich fehlt es auch nicht an Hunderten von Zeugnissen dafür, daß sich dies Christentum in den Schützengräben als lebensfähig erwiesen hat, ganz anders etwa als noch 1870. Wo aber blieben die Auswirkungen seiner Kräfte in den Tagen des Zusammenbruchs?

Mag man aber sagen wollen, hier handle es sich um Kraftzentren von verhältnismäßig so kleinem Umfang, daß sie kaum imstande gewesen wären, den Zusammenbruch aufzuhalten, — so verweise ich auf die volksumspannende Arbeit unserer Kirchen. Zwar weiß ich

wohl, daß es zur Zeit eine gangbare Behauptung ist, unsere evangelische Kirche und zumal ihre Predigt habe in diesem Kriege versagt. Zweifellos ist auch an ihr, wie an allen menschlichen Organisationen vieles, sehr vieles menschlich und allzu menschlich gewesen. Trotzdem sollte man mit solchen Urteilen vorsichtig sein. Es sind in den letzten Monaten aus anderem Anlaß mehrere hundert gedruckte Predigten aus diesem Kriege durch meine Hände gegangen, und ich bin innerlich davon ergriffen, wie schon bald in den allerersten Abschnitten des Krieges nicht nur vereinzelt, sondern weit hin mit großem Ernst auf die Gefahren hingewiesen wird, denen schließlich unser Volkskörper erlegen ist, — auf Wucher und Überhebung, sozialen Dünkel und Gewinnsucht.

Dazu kommt, daß gerade das Christentum des vergangenen Jahrhunderts in einem früher nie dagewesenen Maße seine weltzugewandte Seite gezeigt hat. Je weiter das Volk sich innerlich der Kirche entfremdete und je stärker es Zersetzungserscheinungen zeigte, um so eifriger wirkte die christliche Gemeinde in karitativer und sozialer, volkserzieherischer und volksbewahrender Arbeit, kurz in alledem, was man seltsamerweise ihre „Innere Mission“ nannte, über ihren eigenen Kreis hinaus. Nie so wie in dem Menschenalter, das hinter uns liegt, hat die Gemeinde Jesu versucht, ihre Kräfte aufbauend auf das Volksganze sich auswirken zu lassen. Und der Erfolg? Man mag schon bisher mitten im Getriebe christlicher Organisationen mehr und mehr gelernt haben, skeptisch über die eigentlich christlichen Wirkungen solcher sozialen Arbeit zu urteilen, — ich glaube zu wissen, daß man gerade auch im Kreise unserer Bewegung im Laufe der letzten Jahre nach dieser Richtung hin etwas gelernt hat. Heute aber zeigt es sich, daß die breiten Massen unseres Volkes so wenig von den aufbauenden Wirkungen solcher christlicher Arbeit ergriffen sind, daß sie keine Bedenken tragen, gerade jetzt die christliche Kirche nach Möglichkeit aus der Öffentlichkeit zu verdrängen. Soll man urteilen, daß es vielleicht eine Selbsttäuschung des Christentums über seine eigentlichen Kräfte war, wenn es glaubte, sie in sozial-karitativer Arbeit auszuwirken? Oder, wenn es nun doch christliche Kräfte in unserem Volke wirk-



lich gab, muß man feststellen, daß auch hier gegenüber einem Massen-  
unheil diese Kräfte zu klein waren? Oder ist es dies, daß erst die  
Stunde des Zusammenbruchs die Stunde solcher Kräfte wird, wäh-  
rend eine Zeit hochgehender Weltseligkeit und nationaler Leidens-  
schaft ihrer Entfaltung weniger günstig sei?

Sie sehen, es sind vorerst nur Probleme und Fragezeichen, die ich  
aufwerfe. Es wird die Aufgabe der nächsten Stunde sein, über  
Schlagworte und Probleme hinaus uns auf tragfähigen Boden zu  
stellen. Vorläufig aber sehen wir die Frage, vor die wir gestellt  
sind, scharf: Kann unter uns darüber kein Zweifel sein, daß evan-  
gelischer Glaube wirkliche Kräfte in sich birgt, so ist uns doch um  
so mehr fraglich geworden, ob wir von solchen Kräften in einer  
Stunde des Zusammenbruchs wie der gegenwärtigen etwas zu er-  
warten haben.

\* \* \*

Zunächst aber, ehe wir uns an diese Frage heranarbeiten, halten  
wir einen Augenblick inne. Deutlich vor Augen steht uns jetzt wohl  
allen, daß wir mit unserer heutigen Arbeit nicht weiterkommen,  
wenn wir nicht zunächst einsetzen bei einer grundsätzlichen Ver-  
gewisserung über das Wesen wirklicher Kraft. Hier gerade  
schien mir, als sei eine Lawine von Schutt über die bunte Wiese  
unmittelbarer Anschauung dahingegangen. Vor mir lag ein Stoß  
von Flugblättern und Zeitschriften, herausgeboren aus den gewal-  
tigen Erschütterungen der letzten Monate, zumal auch aus den  
Auseinandersetzungen unserer akademischen Jugend. Wieviel ist da  
von „Kräften“ die Rede, die „gestalten“ wollen, — und wie seltsam  
mutet doch die Art dieser Kräfte an. Als wäre Kraft etwas  
Dingliches, das sich aneignen und abgeben läßt, wie eine Ware, —  
oder etwas Mechanisches, das durch Transmissionen zu übertragen  
wäre, — oder gar etwas Gedankliches, das im Verstandesspiel zum  
Ablauf gebracht werden könne. Und mir ward wirr von allen  
diesen Verzerrungen.

Solches aber geschah draußen im leise rauschenden Walde unter  
einem dicken, breitschattenden Tannenbaum. Meine Augen wander-

ten den stolzen Stamm hinauf und folgten dem weit ausladenden Geäst bis hin zu den tausenden Zweiglein und den Billionen von grünem Nadelwerk. Welch eine Konzentration von Kraft, immer neu von den Wurzeln zum Wipfel kreisend und Ring um Ring, Ast um Ast aufbauend durch die Jahrzehnte hindurch. Das alles aber doch ganz still und zuletzt ganz unfassbar, ganz hervorquellend aus einem Allerinnersten, Allertiefsten, Allerlebendigsten — wahrhaft aufbauende Kraft.

Wie? Hätte wirklich all das, was sich uns im Zeitalter der Technik an Pseudokräften aufdrängt, uns schon so verbildet, daß wir das Organ verloren hätten für das Elementare, Ursprüngliche, im Wesen selbst Wurzelnde echter Kraft?

Schlimmer noch, wären wir wirklich so weit uns selbst schon entfremdet, daß wir nicht mehr wissen sollten, wie wir selbst geworden sind, — wir, unsere Bewegung und unser persönliches Christsein, soviel davon nicht nur in Worten steht, sondern in Kraft? Fast muß ich freilich fürchten, es ist auch weit in unsere Reihen hinein in den letzten Jahren unklar geworden, wie Kraft wird. Darum sei es wieder deutlich gesagt: Nicht im Aneignen von sittlichen Werken — und seien es die edelsten, und seien es die leuchtenden Normen Jesu —, es bliebe doch immer nur Aneignung von etwas Fremdem und darum niemals ursprünglich Quellendes. Und sei die Nachfolge noch so innerlich und ernst, es wäre stets doch nur äußere Übertragung und nicht schöpferische Tat. Und abermals — was quält ihr euch mit Problemen des religiösen Denkens und der Erfassung des Unbegreiflichen? Wohl ehren wir den neuen Ernst, mit dem die akademische Jugend von heute den Forderungen des intellektuellen Gewissens standhält, und wissen wohl, daß auch Wahrheit Kraft sein kann. Nur versuche man nicht, sie loszulösen von ihrer Wurzel im Innersten der Seele, aus der allein sie ihr Leben empfängt und von der losgelöst sie ein abgeschnittener Ast ist — in sich unbegreiflich und zum Zerfallen bestimmt.

Dort also in jenem Innersten der Seele werden wir den Quellpunkt wirklicher Kraft unseres Lebens zu suchen haben, wenn anders unser seelisches Leben nicht nur ein Konglomerat von Funktionen

ist, sondern etwas Organisches. Ob wir das Persönlichkeit nennen oder Selbstbewußtsein oder wie sonst, ob wir uns sein bewußt geworden sind oder nicht, — gleichviel: irgendwie wird unser gesamtes seelisches Leben bestimmt von einem zuweilen laut, zuweilen leise mitschwingenden Bewußtsein unser selbst. Hier wurzelt zuletzt alles, was unser Leben jauchzen macht und was es niederdrückt, unserer Entschlüsse letztes Motiv, und nicht zuletzt auch der Inbegriff unserer Schwäche und unserer Kraft. Wenn anders darum Christsein ein Starksein bedeutet, so ist es zuallererst eine Angelegenheit jenes innerlichen Menschen, von dem Paulus sagt, daß er nicht müde wird, weil er von Tag zu Tag erneuert wird. Das heißt aber: eine Wiedergeburt.

Schon von hier aus erhält dann unsere Frage ein wenn auch nur vorläufiges Licht. Verstehen wir wieder recht, was Kraft ist, dann werden wir nicht ohne weiteres ihre Stärke messen wollen an ihrer Wirksamkeit. Kraft kann größer sein als der Teil von ihr, der in die Erscheinung tritt. Das gilt, je tiefer Kraft im Innersten wurzelt, um so mehr — am allermeisten also von den Kräften unseres Glaubens. Kein Wunder dann, wenn es Zeiten gegeben hat, in denen die aufbauende Wirkung solcher Kräfte verhältnismäßig gering schien, trotzdem wir nicht zweifeln dürfen, daß sie vorhanden waren.

\* \* \*

Indessen tritt dieser Beobachtung alsbald eine spätere, ungleich folgenschwerere zur Seite. Sie richtet sich auf jene Eigenart der Kraft unseres Glaubens, die aus der Art ihres Ursprungs fließt: alles persönliche Christentum wurzelt im Zusammenbruch seelischen Lebens... Finden wir uns in dieser Erkenntnis alle zusammen, so gewinnen wir gerade damit für die Frage dieser Stunde einen bedeutsamen Aufschluß. Erwächst nämlich der Aufbau unseres innersten Menschen niemals anders als aus einem Zusammenbruch, so haben wir damit zum mindesten die völkische Frage, vor der wir stehen, in das Individuelle hinein verlegt, — vielleicht aber darüber hinaus auch schon die ersten Schritte jenes Weges selbst, den wir suchen, getan. Jedenfalls beantwortet sich uns die Frage, ob und inwieweit

unser Glaube aufbauende Kräfte im Zusammenbruch besitzt, zwingend und für uns eindeutig auf dem Gebiete der eigenen Erfahrung. Hier jedenfalls ist es ja so, daß alle neue Kraft nicht nur im Zusammenbruch wurzelt, sondern daß sie sich nur genau so weit aufbauend in uns auswirkt, als wir uns dem Zusammenbruch nicht entziehen. Wir haben es erlebt, daß das alte Weltbild, wie wir es uns aufgebaut, in Stücke ging unter den grauenvollen Rätselfn einer Gegenwart, die scheinbar völlig sinnlos schien. In der Verzweiflung, die Welt um uns her zu begreifen, ward uns die Not brennend, unser selbst wenigstens gewiß zu werden, und hat uns durch die Tiefe von Zerrissenheit und Schuld zu einem Freispruch des Sünders vor Gott geführt. Siehe, da aber, von Stunde an baut sich bereits eine neue Weltanschauung um uns her auf. Das Bewußtsein der Kindschaft Gottes ist schon ihr erster Grundstein, und um ihn her kristallisiert sich alsbald Stück um Stück das Bild einer neuen Welt. Wobei freilich jedes kleinste Stück eines selbst erdachten Idealismus etwa, das wir nur zu gern mit einbauen möchten in jene neue Weltanschauung, notwendig ihre innere Festigkeit auf das schwerste gefährdet, ja in kritischen Stunden zu dem Mauerstück werden kann, dessen Zerbröckeln das Gebäude zum Zusammenstürzen bringt. Genau so ist es mit allen ethischen Werten, die der neue Mensch aus dem Bestand des alten mit herübernimmt, selbst mit jenen edelsten, die scheinbar aus dem Ethos Jesu herausgeboren sind, — auch sie werden wirklich wetterfest erst dort, wo sie hindurchgegangen sind durch den Zusammenbruch des alten Ich, dessen Art auch, sie durchsezt und zersezt hatte. Oder um nur noch ein Beispiel zu nennen, das uns besonders an die Seele greift und doch auch tiefste Herrlichkeiten unseres Christseins einschließt: Es gehört zu unseren überraschendsten Erfahrungen, daß mit der Stunde, die uns das Du-Sagen zum ewigen Vater lehrte, zugleich uns eine neue Lebensgemeinschaft mit seinen Kindern auf der Erde erwächst. Wie da über die Unterschiede von Stand und Beruf, Geschlecht und Alter hinweg ein innerstes Verstehen sich anbahnt, das sich alsbald zum gemeinsamen Leben auswächst, — das mag man wohl besonders eindringlich etwa in irgendeiner Gemeinschaftsstunde im Hinterhause



einer Mietskaserne erlebt haben, das durchzieht aber, in äußerlich vielleicht etwas fargen Formen, das gesamte soziale Bewußtsein der Gemeinde Jesu, und das ist uns, wo uns das Auge dafür aufging, zur Erfüllung von viel ungestillter Sehnsucht unserer Seele geworden. Aber unerbittlich haben wir dann auch hier immer wieder die Eigengesetzlichkeit solcher Lebensgemeinschaft erfahren müssen, die es durchaus nicht verträgt, daß wir ohne weiteres natürliche Lebensgemeinschaften, und seien es die zartesten bis hin zu Freundschaft und Ehe, mit in sie hineinziehen. Auch sie wollen erst um des Egozentrischen willen, das in ihnen lebt, zerbrochen sein, ehe sie sich uns neugeschenkt wieder aufbauen auf den Grund eines neuen Lebens.

Kurz gesagt: Der Zusammenbruch ist durchaus nicht nur Voraussetzung, sondern auch Maß eines neuen Werdens unseres inneren Lebens, und darum tritt aller Aufbau christlichen Lebens überall unter das eine große Gesetz, das einst einer unter harten Schmerzen fand: Wenn ich schwach bin, so bin ich stark.

Dieses Gesetz aber überträgt sich dann ohne weiteres von dem Aufbau des persönlichen Lebens auf den des völkischen in gleichem Maße, als alle christliche Kraftwirkung auch dort, wo sie sich auf das Volksganze richtet, in einzigartiger Weise Auswirkung persönlicher Kräfte ist. Das „siehe, es ist alles neu geworden“, — so umfassend es zuletzt ist bis zu dem Ausblick auf das weltumspannende „Gott versöhnte die Welt mit sich selbst“, so sehr wurzelt es doch zuletzt in der Sphäre des persönlichen Lebens. Auch von dem Aufbau eines neuen Volkstums wird deshalb zunächst gelten, daß gerade die Stunde des Zusammenbruchs die Stunde ist, in der christliche Kräfte besonders aufgeschlossenen Boden finden. Es wird damit deutlich, daß das scheinbare Versagen christlicher Kräfte im Leben unseres Volkes, wie wir es in den letzten Jahrzehnten zu beobachten glaubten, wesentlich bedingt war durch die Herrschaft eines Geistes von Selbstsicherheit und Satttheit, Kraftbewußtsein und Schwerehrung, also durch Hemmungen, durch die wir soeben das Wirken der Kräfte neuen Lebens auf das stärkste gehemmt fanden. Fallen sie in einer Stunde des Zusammenbruchs wie der gegenwärtigen weithin weg,

so ist nach dem gleichen Lebensgesetz christlicher Kräfte freie Bahn für ihre Auswirkung beim Aufbau neuen Lebens.

\* \* \*

Über solche bloße Möglichkeiten hinaus scheint uns aber der Zusammenbruch seinem Wesen nach hinzudrängen auf die Entfaltung eines neuen gottgewirkten Lebens. Denn — auch das eine Erfahrung unseres persönlichsten Lebens — so ist es doch durchaus nicht, als ob das Zusammenbrechen des alten Menschen nun gleichsam nur tabula rasa schüfe für den Aufbau eines neuen, sondern so vielmehr, daß jeder Zusammenbruch eine ganz bestimmte Not hinterläßt, die nur stille wird, wenn das neue Leben sie erfaßt. Entsprechend drängt auch jede der mannigfachen Nöte unserer Zeit hin auf eine Erneuerung aus Kräften unseres Glaubens.

Viel ließe sich hier sagen, wenn man die ganze Schmerzensskala der Gegenwart durchliefe. Ich begnüge mich damit, das Entscheidende herauszuheben:

Unter all dem vielen, was über den Zusammenbruch in diesen Tagen geschrieben wurde, gestehe ich, durch nichts so gepackt worden zu sein wie durch das Wort eines unserer Kommilitonen aus der philosophischen Fakultät, das eine unserer Kulturzeitschriften bringt. („Die Tat“, Mai 1919.) Mit der Unerbittlichkeit, die das Vorrecht der Jugend ist, schiebt er zunächst all die vielen politischen und sozialen Nöte der Zeit, die so viel von sich reden machen, beiseite und legt den Finger auf den großen Grundschaden der Zeit: auf die Krisis der europäischen Kultur. Daß ich ihn ein paar Sätze selbst reden lasse:

„... einer Not auszuweichen, ist feige und nutzlos zudem... Insbesondere aber sollten diejenigen diesen unwürdigen Weg verschmähen, deren Sendung es ist, die Zukunft zu formen: die Jugend, die aus Not und Grauen kommend dieses Chaos als Erbschaft übernimmt. Sie ist als Mittler gestellt zwischen eine fluchbeladene Vergangenheit und eine noch unbestimmte Zukunft, — wollen wir einmal so vor dem nach uns kommenden Geschlecht stehen, wie das gegenwärtig führende vor uns? ...

Machen wir uns zunächst dies eine klar: Diese Zeit ist verwirrt und uferlos wie kaum jemals eine — und weiter nichts. Nicht groß und bedeutend, und nicht einmal besonders verheißungsvoll. Sie ist weder ein Anfang noch ein

Ende schlecht hin, sondern ein Übergang, dessen Dauer wir nicht kennen, so wenig wie sein Ziel. Aber wir können beides beeinflussen, sofern wir stark genug sind und festen Willens! . . .

Es ist kein Zweifel, daß ein großer Umschwung stattgefunden hat. Aber was hat sich geändert an dem einzig Entscheidenden: an der Einstellung des Menschen zu der Tatsache Geist, an dem Bewußtsein seiner Verantwortung gegenüber letzten Dingen?

Wir müssen bekennen, daß sich daran fast nichts geändert hat. Denn es ist doch so, daß nach wie vor die große Mehrzahl sich einer solchen Verantwortung gar nicht bewußt ist und sein will. Dann aber ist Menge und Masse ohne Ziel und Sinn — und es ist gleichgültig, was aus ihr wird!!!“

Das sind Worte, so hart, wie sie vielleicht nur die Jugend sprechen kann und — wie sie sie vielleicht nur aus einem jugendlichen Munde erträgt! Darum sind wir dankbar für sie, auch wenn das, was ihnen folgt, nicht viel mehr sein kann als ein Lasten, das uns nicht zum Ziele führt. Trotzdem — auch da noch blitzen Erkenntnisse auf, die so echt sind, wie sie nur Augen sehen, die gelernt haben, unerschrocken in die Nacht zu schauen: Das Bekenntnis zum Geist, das Bewußtsein einer äußersten Verantwortung, eine entschlossene Einstellung auf Dinge, die unerschütterlich stehen in einer noch so wankenden Zeit. Wir greifen solche Forderungen auf und werden uns an ihnen bewußt, daß die Krisis der Kultur, die wir erleben, nichts weniger ist als eine Krisis der Persönlichkeit, und darum nach nichts lauter schreit, als nach dem Aufbau eines innersten neuen Lebens.

Nennt man diese Zeit „uferlos“ und „verwirrt“, so will das doch nichts anderes sagen, als daß der Mensch dieser Zeit das starke, in sich geschlossene sichere Bewußtsein seiner selbst verloren hat und einer neuen Geburt der Seele bedarf. Vermissen wir weithin an den Menschen unserer Zeit das Bewußtsein der Verantwortung, so fehlt es zwar durchaus nicht an allerlei Abhängigkeiten, die fordernd an sie herantreten, wohl aber an der einen letzten großen Verantwortung, die von allen anderen freimacht. Geht die schmerzliche Klage aus, daß jener Wille zum Opfern, jenes „Sichopfern“, ohne das ein Volk nicht leben kann, unter uns ausgestorben sei, so wird man ihn durch keine noch so leuchtenden Ideale uns wieder wecken,

sondern allein durch innere Lösung des Ich von sich selbst in der Gebundenheit an einen ewigen Herrn. So und in zahllosen anderen Formen wird die Kulturkrisis dieser Tage am Ende nur zu einer neuen Form jener alten Sehnsucht nach Erlösung von sich selbst durch die Kräfte einer anderen Welt. Und das, was ihr helfen kann, sind deshalb nicht sowohl im gewöhnlichen Verstand des Wortes „aufbauende“ als zunächst „zersprengende“ Kräfte.

Spaltet sich aber dann die große Not der Gegenwart in eine ganze Kette von Katastrophen, so greife ich nur einige wenige besonders entscheidende heraus.

Da ist sogleich die erste dieser großen gegenwärtigen Nöte des Volkes: die Revolution selbst. Es ist ja eine schauerliche Karikatur von Revolution, was wir in diesen Tagen erlebt haben und noch erleben, dieses Feilschen um Macht, dieses Sichausleben niedrigster Instinkte, diese entsetzliche, armselige Gier nach Geld und Brot. Kläglich schon im Vergleich zu dem, was in der Geschichte je als Revolution aufgetreten ist, unwürdiger aber noch viel mehr jener großen Idee der Revolution, die die Menschheitsgeschichte aller Jahrtausende durchzieht. Und doch — wenn trotzdem ein so unsagbar ideen- und geistarmes Gebilde wie die Revolution vom November 1918 noch heute nicht sterben kann, sondern immer neu frampfhast aufflackert, so fühlen wir: es steht etwas Größeres dahinter. Das ist eben jener Wille zu einem neuen Menschentum, der als Heiligstes hinter allen Revolutionen der Geschichte lebt und in ihnen nach Gestaltung ringt. Noch heraus aus der Verzerrung des Bolschewismus schreit uns etwas entgegen von jener Sehnsucht nach einem neuen Menschheitsideal, die sich an der Erbärmlichkeit einer altgewordenen Kultur zur Gluthitze entfacht hat. Man muß diesen Schrei einmal gehört haben, um tief ergriffen zu werden von der Tragik dieser sich selbst in immer neuen politischen Katastrophen innerlich aufreibenden Qual, aber um zugleich auch mit Erschauern zu fühlen, daß hier eine Stunde unseres Glaubens an die Pforten der Zeit pocht. Oder wo wäre die große befreiende Revolution des Menschentums jemals Wirklichkeit geworden, wenn nicht in der Seele, die aus dem Zusammenbruch heraus neu geboren wurde.



Denken wir uns einen Augenblick solches Erleben als eine die Massen ergreifende Bewegung hineingeworfen in unser Volk, und wir ahnen, wie sich etwas von dem wahrhaft revolutionären Traum eines neuen Menschentums erfüllt.

Eng mit der revolutionären Not verknüpft ist gegenwärtig jene soziale Not, wie sie sich in dem Ringen um die Sozialisierung der Wirtschaft äußert. An ihr beschäftigt uns hier nicht die ganze Fülle volkswirtschaftlicher Fragen, die mit ihr verknüpft sind, sondern allein das Seelische, aus dem sie heraus geboren ist und auf das sie letzten Endes hinzielt. Beides aber gleich tragisch: die fürchterliche seelische Verwüstung, die ein sich selbst überschlagender Kapitalismus bei Besitzenden wie bei Besitzlosen angerichtet hat, nicht minder wie die erschreckende Unfähigkeit der Volksseele, auch nur die Anfänge sozialer Selbstlosigkeit, wie sie Sozialismus voraussetzt, aufzubringen. Wir stehen heute, nachdem wir erst wenige Monate angefangen haben, ernsthaft daran zu arbeiten, vor der erschütternden Tatsache, daß die Edelsten unter uns, tief durchdrungen von der ethischen Notwendigkeit eines grundsätzlichen Umbaues unseres wirtschaftlichen Systems, dennoch daran verzweifeln, ihn mit einer durch und durch egoistischen Volksseele zu verwirklichen.

Nun bedeutet unser Glaube sicherlich nicht ein neues wirtschaftliches Programm. Andererseits ist aber jeder Sozialismus, wenn er lebensfähig sein soll, nicht nur eine Theorie, sondern eine Grundeinstellung des Selbstbewußtseins. Aus ihr erst fließt jene innere Würde für die Lösung wirtschaftlicher Fragen und jenes Verantwortungsgefühl, die es hier mehr als irgendwo braucht, — kurz, hier in ganz besonderem Maße handelt es sich zuletzt um den ganzen Menschen. Darum ist es entscheidend, daß alles, was die ethischen Utopien des Sozialismus — etwa die eines Walter Rathenau — als Voraussetzung einer neuen Wirtschaftsform fordern und doch eben nur fordern, Wirklichkeit geworden ist in der Seele, die an der Liebe des Gekreuzigten eines neuen, von sich selbst gelösten Lebens genas. Wenn diese Kräfte das soziale Ethos unseres Volkes durchsetzten — ich spreche wieder nur von Möglichkeiten und lasse ihre Erfüllung hier vorerst ganz dahingestellt —, aber wenn es wirklich

geschähe, daß der Geist einer Liebe, die am Kreuz geschult wurde, der Geist der Massen würde, wie gleichgültig wären dann schließlich die äußeren Formen des wirtschaftlichen Lebens, wie gründlich wäre dann das soziale Problem gelöst.

Enger als es von vielen gesehen wird, verknüpft sich übrigens der soziale Zusammenbruch der Zeit mit einer Krisis des natürlichen Gemeinschaftslebens. Nicht erst seit gestern geht ja durch weite Kreise unseres Volkes ein Überdruß an den überkommenen, innerlich hohl gewordenen Gemeinschaftsformen und das starke Bedürfnis nach neuen Gebilden wirklicher Lebensgemeinschaft. Auf so verschiedenem Boden wie dem des modernen Pietismus und dem der freideutschen Bewegung hat er bereits Formen zu gestalten versucht. Heute aber greift das Bedürfnis danach weit über diese in sich geschlossenen Kreise hinaus und hat infolge des inneren Zerbröckelns des nationalen Gemeinschaftsgedankens ganze Volksmassen ergriffen. Je härter den einzelnen in diesen Tagen die Not packt und der Jammer ihm an die Kehle greift, um so bitterer empfindet er seine innere Vereinsamung und um so unruhiger beginnt er nach neuen Gemeinschaftsformen zu tasten, mögen sie sich ihm auch in oft seltsamen Verzerrungen zeigen.

Beobachten wir aber diese Vorgänge genauer, so sehen wir mit Erstaunen gerade daran, wie tief echte Lebensgemeinschaft wurzelt, viel viel tiefer fürwahr, als nur in politischen und religiösen Interessengemeinschaften, tiefer selbst noch als in einer gemeinsamen Weltanschauung und Gefühlseinstellung. Oder erleben wir nicht soeben in diesen Tagen, wie selbst eine so bewußt auf Lebensgemeinschaft eingestellte Bewegung wie die freideutsche sich an den politischen Gegensätzen des Tages zu zerreiben droht, so daß einer ihrer Führer, Hans Blüher, jüngst meinte, sie nur im letzten Augenblick noch vor dem inneren Zerfall bewahren zu können (Anzeige auf dem Umschlag von Freideutsche Jugend V, 5). „Bis vor kurzem noch die Gemeinschaft brüderlichen Geistes, ist die freideutsche Jugend heute im Begriff, ein Sammelsurium allerhand parteipolitischer Grüppchen zu werden“, schreibt einer aus ihrer Mitte in ihren Blättern. (Freid. Jug. 1919, 221.) Aber denken nicht auch wir mit

Beschämung an die schweren Störungen, die der Weltkrieg jenem auf Arbeitsgemeinschaft aufgebauten Bund mit unseren christlichen Brüdern in den feindlichen Ländern gebracht hat? Was Wunder dann, daß minder tief verankerte Lebensgemeinschaften um uns her von Grund auf verwüstet worden sind in diesen Tagen der Leidenschaft, die wahrhaft unerhörte Belastungsproben für viele Verbindungen zwischen Mensch und Mensch gebracht haben. Dürsten wir nach neuer Gemeinschaft untereinander, so wird es deshalb not tun, sie im allertiefsten zu gründen dort, wo vor den Augen Gottes der Mensch dem Menschen Bruder schlechtthin wird. Hier liegt die Eigenart und die Würde echt christlicher Lebensgemeinschaft und durchaus nicht in jenen neuen äußeren Formen, die man ihr jetzt so voreilig schaffen möchte. Scheute man immerhin die alten Formen unseres christlichen Gemeinschaftslebens wegen der Unbeholffenheit, ja, gelegentlichen Geschmacklosigkeit ihres Lebensstils, — es war doch von echter seelischer Gemeinschaft in manchem schwäbischen Stundenkreis mehr als in einer ganzen freideutschen Bewegung. Und daß solcher Geist innerster Bruderschaft auch eines Tages aus den engen Schranken kleiner Konventikel ausbrechen und in einer Erneuerung der Seelen ganze Volkskreise erobern könnte, das ist nicht nur unser fröhlicher Glaube, sondern dafür haben wir in der Geschichte Beispiele genug. Geschähe es aber — o daß es doch geschehe! — mir wäre dann nicht bange, daß sich eine Lebensgemeinschaft unter uns aufbaute, die tragfähig genug wäre, auch noch härtere Erschütterungen als bisher auszuhalten.

\* \* \*

Mit alledem freilich sprechen wir bisher immer wieder nur erst von Möglichkeiten und Notwendigkeiten für aufbauende Kräfte unseres Glaubens im Zusammenbruch der Gegenwart. Die entscheidende Frage wird sein: was wird geschehen? Nun ist freilich das, was wir erwarten, über alle Maßen groß. Tief genug, meine ich, haben wir das Wesen der neuen Kraft im vorhergehenden gefaßt, um gegen den Verdacht gesichert zu sein, als dächten wir jetzt an irgendwelche Beeinflussung unseres Volkslebens durch Kräfte unseres

Christentums gleichsam von außen her. Nein, es handelt sich allerdings um nichts weniger als um eine wahrhafte Erweckung — ja, um innere Revolution der Volksseele.

Unerhört wenigstens ist solche Erwartung nicht ganz. Einmal, zweimal und öfter in der Geschichte ist es wohl geschehen, daß in der Stunde völkischen Zusammenbruches eine religiöse Bewegung Teile der Nation von Grund aus neu aufbaute: wir denken an das Israel im Exil, an die Puritaner Englands, an die Erweckungsbewegung vor 100 Jahren. Dünken einem aber solche Vergleiche noch immer zu klein für das, was hier heute zur Frage steht, so erinnern wir ihn, daß auch kaum je ein Zusammenbruch so fürchterlich war, wie dieser gegenwärtige. Wäre dann nicht auch hier das Maß des Zusammenbruches das Maß der neuen Kraft?

Daneben freilich tritt die Erinnerung an die Erfahrung des eigenen Lebens, als fiele sie uns gleichfalls in den Arm. Es ist die Grunderfahrung alles neuen Lebens aus Gott, daß es nicht aus sich heraus geworden, sondern von Gottes Gnaden gewirkt wurde. „Gnade Gottes“ — verstehen wir: das ist durchaus nicht jene leutselige, stets bereite Gutmütigkeit, zu der es kleine menschliche Allzuvertraulichkeit so gern immer wieder machen möchte — sondern das ist Ausdruck Seiner Souveränität und das Maß Seiner unumschränkten Macht. Er hat es uns doch, meine ich, mit Schmerzen spüren lassen in mancher Stunde, ja, in Jahren hangen Wartens, in denen wir wohl vor Ungeduld hätten den Himmel zerreißen mögen. Und doch war es dann gerade wieder höchste Seligkeit unseres innersten Lebens, daß es allein von Gottes Gnade sein durfte, was es war, — nicht niedriger als aus dem schöpferischen Wunder Gottes herausgeboren.

Auf diesem Boden des Wunders stehen wir dann auch mit unseren Hoffnungen auf den Aufbau unseres Volkstums durch Kräfte unseres Glaubens. Wir zweifeln nicht daran, daß diese Kräfte da sind. Wir wissen, wie wenig hier die Zahl bedeutet, wir glauben, daß ein einziger Mann, an dem die Wiedergeburt geschah, oder ein Häuflein von Jüngern Jesu Macht genug hätte, ein ganzes Volk aus dem Zusammenbruch herauszureißen. Kurz: wir sind gewiß, daß die



Erweckungen Gottes nicht Maß und Grenze haben. Aber wir müssen ebendeshalb alles ganz allein in die Hände legen, die allein Wunder tun.

Da aber habe ich die Frage dieser Stunde bis zu dem Punkte geführt, zu dem ich zuletzt wollte. Schier schon zu lange haben wir ja diesen Kreis aufgehalten mit einer Zergliederung dessen, was zuletzt niemals durch Auseinandersetzungen begriffen, sondern nur im eigenen Erleben angeschaut wird. Wundern möchte mich fast, daß eine akademische Jugend mir nicht lange schon ins Wort fiel mit dem ungedulbigen Begehren: Gib uns Aufgaben statt Analysen, Leben statt Theorien! Und ich empfinde dies Begehren durchaus mit. Denn daß ich es nun gestehe: mir ist zuweilen in den vergangenen Tagen bange gewesen, ob es dieser Kreis junger Menschen überhaupt ertragen würde, daß man seine neue Aufgabe auf die Tatsache eines „Zusammenbruchs“ einstellt. Es haben ja unter unseren zeitgenössischen Jugendbewegungen nicht wenige dem Anbruch dieser Lage geradezu als dem Anbruch ihrer Stunde entgegengejubelt, ihn also durchaus nicht nur als einen „Zusammenbruch“, sondern als den Sonnenaufgang eines neuen Tages erlebt. „Die Stunde der freideutschen Jugend ist gekommen. Die neue Welt bricht an ...“ hat Gustav Wyneken seine Getreuen begrüßt. Und ein Wort Professor Messers in der Freideutschen Jugend (Januar 1919) schlägt ganz ähnliche Töne an. Wie gut können wir auch mitfühlen, daß es auf jungem Erleben wie ein Alpdruck lasten mag, sich an den Abend eines Tages der Nation gestellt zu sehen, ohne noch das Morgenrot des nächsten Tages zu schauen. Schließlich gehört noch mehr Mut, als manche wahr haben wollen, dazu, einsam in die Nacht hineinzugehen, ohne sich ihr Erlebnis durch ein wenig Taschenlampenlicht zu erleuchten. Und doch — nach dem, was wir heute miteinander besprochen haben, darf ich sagen: es lohnt!

Die christlich-akademische Jugend rufe ich in dieser Stunde auf, daß sie sich bewußt werde, ein Träger unermesslicher Kräfte Gottes zu sein. Das verpflichtet unerbittlich, sich den Kräften Gottes rückhaltlos auszuliefern, auch wenn sie zerbrechen. Aber das gibt auch ein Recht, große Dinge zu erwarten.



Hören wir doch endlich auf, unseren Glauben gedankenlos einzustellen in die Hausapotheke von allerlei Heilssäften der Menschheit! Wir haben mehr als nur eins der vielen Mittel, mit denen man an einer ruinierten Kultur herumdozt. Wir haben einen Glauben, der der Sieg ist, der die Welt überwunden hat. Das heißt: wir haben kein unfehlbares, von heute auf morgen wirkendes Mittel für die Nöte der Zeit — sondern eine Kraft, über die ganz allein die Souveränität Gottes verfügt, aber die ebendeshalb, wenn es ihm beliebt, sie einzusetzen, diese Welt des Zusammenbruchs aus den Angeln heben kann. So gehen wir in die Zukunft hinein, wir — das junge Geschlecht, in unsere Zukunft, mit dem Bewußtsein: vielleicht kann es ein Wandern werden, noch lange lange durch die Nacht; aber wenn einmal der neue Tag kommt — und wir können nicht lassen, nach ihm auszuschaun —, dann wird er anders nicht kommen, als durch aufbauende Kräfte unseres Glaubens.

# Tolstoi und Jesus

Von Karl Heim

Wir suchen heute alle nach einem Ausweg aus dem Labyrinth, in das wir uns seit der Revolution verirrt haben, einen Weg, der einer helleren Zukunft entgegenführt. In dieser Notlage können uns keine Gedankensysteme helfen, auch keine Weltreformprogramme, die nicht mit dem wirklichen Menschen rechnen. Wir brauchen einen gangbaren Weg, den Menschen, wie wir, wirklich einschlagen können.

Darum treten jetzt aus der Masse der großen Menschen, die gelebt haben, nur die ganz wenigen hervor, die nicht bloß gedacht oder gedichtet oder gemalt oder gemeißelt haben, sondern die einen Lebensweg gezeigt haben und diesen Weg auch wirklich gegangen sind. Schopenhauer und Nietzsche haben sich beide nur einen Lebensweg gedacht, aber sie sind ihn nicht gegangen. Darum können sie uns in der jetzigen Lage nicht helfen. Sich einen Weg ausdenken als ideale Möglichkeit, so wie wir uns bei Kriegsbeginn den kommenden Frieden ausdachten, ist leicht; dabei stößt man nicht mit der harten Wirklichkeit zusammen. Man kommt sich darum immer sehr bedeutend dabei vor. Aber einen Weg bahnen durch den Urwald und das harte Gestein der widerstrebenden Wirklichkeit, das ist schwer.

Aus der großen Masse der Denker und Dichter und Künstler interessieren uns darum heute nur die wenigen, die sich an dieser schweren Aufgabe unter Einsatz ihres Lebens versucht haben. Zu diesen wenigen gehören Sokrates, Epiktet, Buddha, Jesus, Franz von Assisi. Der letzte von ihnen war Tolstoi. Sie alle haben mit dem Urproblem gerungen, in das sich alle Fragen der Philosophie und Wissenschaft zusammenfassen lassen: Was sollen wir Menschen hier auf der Welt? Wie sollen wir leben, und wofür sollen wir sterben? Jeder von ihnen hat gleichsam ein Schiff gebaut, das geeignet wäre, durch das dunkle Eismeer zu fahren, ohne von den Eismassen erdrückt zu werden. Und jeder von ihnen hat sein Schiff bestiegen und hat sich in Nacht und Eis hineingewagt. Bei jedem von diesen Entdeckern liegt darum der Schwerpunkt seiner Lebensarbeit nicht in seinem

System, in seinem Weltbild als solchem, sondern dort, wo der Gedanke mit der Wirklichkeit zusammenließ, dort, wo das Schiff auf die Eismassen auffuhr, wo der ungeheure Zusammenstoß mit der harten kalten Wirklichkeit erfolgte. Es kommt darauf an, was sich bei diesem Zusammenstoß ereignete. In den meisten Fällen geht der Entdecker eines Lebenswegs an diesem Zusammenprall äußerlich zugrunde. Aber nun kommt es darauf an, ob sein Tod eine Niederlage war, das Ende eines gescheiterten Lebenswerks, oder ob er als Weizenkorn in die Erde fiel, aus dem tausendfältige Frucht hervortruchs.

Treten wir mit dieser entscheidenden Frage an Tolstoi heran, diesen letzten großen Lebenssucher, den wir gehabt haben! Tolstoi ist am Ende seines Lebens in tiefer innerer Not von Haus und Hof geflüchtet und dann, infolge der inneren Erschütterung, im November 1910 auf der kleinen Eisenbahnstation Astapowo, einem an und für sich nicht gefährlichen Leiden erlegen. Angesichts des immer näher rückenden Todes und nach einer Reihe von Ohnmachtsanfällen, erzählt sein Verleger, spannte der Greis seine geistigen Kräfte bis aufs äußerste an, um sein letztes Werk, „Der Lebensweg“, sein geistiges Testament, zu vollenden. Als ihm die Kräfte versagten, sagte er mit erlöschender Stimme, aus der tiefer Kummer klang, zu seinem Verleger: „Ich kann nicht mehr, machen Sie das selbst!“ Was hat Tolstoi am Ende seines Lebens von Haus und Hof fortgetrieben? Das ist das Problem Tolstois. Vielleicht kommt ein wenig Licht in die Sache, wenn wir einen Briefwechsel Tolstois mit einem Studenten lesen, der etwa ein halbes Jahr vor seinem Tode stattfand.

Im Februar 1910 schrieb ein Student an Tolstoi: „Warum haben Sie, unser Heiliger und Lehrer, nicht sich selbst entsagt? Warum haben Sie das Letzte und Wichtigste nicht getan? (Um Gottes willen lesen Sie meinen Brief zu Ende!) Warum haben Sie Ihre Ideen nicht in Fleisch und Blut verwandelt? Warum? Sie können nicht antworten, aber hören Sie auf die Stimme meines Herzens! Mein Herz sagt: Leurer, guter Nikolajewitsch, in diesem Moment stehe ich vor Christus, ich fühle und erkenne seine Nähe. Vielleicht



„spreche nicht ich, sondern er durch meine Lippen. Entfagen Sie Ihrem Grafentitel, verteilen Sie Ihre Habe unter Ihre Verwandten und unter die Armen, bleiben Sie ohne eine Kopeke Geld und ziehen Sie als Bettler von Stadt zu Stadt! Entfagen Sie sich selber, wenn Sie sich von Ihren Nächsten im Kreise Ihrer Familie nicht trennen können! Ich bin felsenfest davon überzeugt, daß dann in der Welt wieder wahre, gute Menschen erstehen werden; die Religion wird wieder aufblühen, man wird das Ideal suchen und nach ihm streben. Das trockene, kalte Leben von heute wird gewiß zu einer Periode neuen Christentums. Ich weiß, daß es Ihnen schwer fällt, das zu tun; ich weiß, daß Sie schon ein alter Mann sind, aber ich will nicht glauben, daß die Menschen — wenn Sie nur das tun, worum ich Sie anflehe — Ihnen Kummer bereiten werden. Beten werden Sie zu Ihnen und glauben, daß Sie nach dem Gottmenschen Christus der erste wahre Mensch auf Erden sind.“

Tolstoi antwortete am 17. Februar 1910 aus Jassnaja Poljana: „Ihr Brief hat mich tief bewegt. Das, was Sie mir raten, ist mein unabänderliches Ideal; aber bis jetzt konnte ich das nicht tun. Dafür bestehen viele Gründe, aber bei weitem nicht der, daß ich mich selbst schonen wollte. Der Hauptgrund liegt darin, daß man das unter keinen Umständen in der Absicht tun darf, auf andere zu wirken. Das liegt nicht in unserer Macht und darf nicht die Richtschnur unserer Tätigkeit sein. Man kann und darf das erst dann tun, wenn es nicht zur Erreichung phantastischer äußerer Ziele, sondern zur Befriedigung des inneren Seelendranges unumgänglich notwendig wird, wenn es moralisch so unmöglich wird, in den bisher bestehenden Verhältnissen zu bleiben, wie es physisch unmöglich ist, ohne Atmen zu husten. Diesem Zustand bin ich nahe, und komme ihm von Tag zu Tag näher. — Das, wozu Sie mir raten, — meiner gesellschaftlichen Stellung zu entfagen, mein Vermögen unter jene zu verteilen, die nach meinem Tode Anspruch darauf zu haben glauben, — das habe ich schon vor 25 Jahren getan. Aber das eine, daß ich mit meiner Familie, mit Frau und Tochter, in schimpflichem Luxus lebe, während mich die Armut umgibt, das quält mich

unaufhörlich und immer mehr und mehr. Es vergeht kein Tag, wo ich nicht daran denke, Ihren Rat zu erfüllen. Ich danke Ihnen vielmals für Ihren Brief. Von meinem vorliegenden Brief werde ich nur einen Menschen in Kenntnis setzen. Ebenso bitte ich auch Sie, ihn niemand zu zeigen. Ihr Sie liebender Tolstoi."

Jener Student war nicht der einzige, der es Tolstoi nahelegte, das große Beispiel der letzten Entsagung zu geben. Auch z. B. der Dichter Mereschkowsky hielt ihm als Beispiel Franz von Assisi vor und Alexei den Gerechten, diesen russischen Gottmenschen, der dem Elternhaus entwichen war und nun als Bettler von Haus zu Haus zog, „sein Gelübde erfüllend mit nie wankender Treue“. „So hätte es kommen müssen,“ sagt Mereschkowsky, „der große Schriftsteller des russischen Landes hätte ein Vorkämpfer des russischen Volkes werden müssen, eine noch nie dagewesene, einzige Erscheinung in unserer Kultur, der Entdecker eines neuen religiösen Pfades über die durch die Reformen Peters des Großen zwischen uns und dem Volke gegrabene Kluft. Nicht umsonst sind aller Blicke mit der größten Spannung auf ihn gerichtet, nicht allein auf das, was er schreibt, sondern auf das, was er tut, auf sein inneres häusliches Familienleben. Es hängt daran zu Wichtiges für uns alle, für die ganze zukünftige russische Kultur.“ Warum folgte Tolstoi diesem Ruf nicht? Das russische Volk hätte ihn auf den Händen getragen, wenn er es getan hätte. Welche Seelennot ihm die Frage machte, geht deutlich aus vielen Einträgen in seinem Tagebuch in den letzten Lebensjahren hervor.

„Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Das Herz tut mir unaufhörlich weh. Hilf, himmlischer Vater! Gestern sah ich den 80 jährigen Akim pflügen, traf Jaremitschs Weib, die keinen Pelz und nur einen einzigen Rock besitzt, und die Marie, deren Mann erfroren ist; sie hat niemand, der ihr das Korn einbringt, und ihr Kind liegt im Sterben... wir aber üben Beethoven. Und ich betete, daß Er mich von diesem Leben erlöse. Und ich bete wieder und schreie vor Schmerz. Ich habe mich in diesem Leben verfangen, ich verfinke, kann nicht heraus und hasse mich doch und mein Leben.“ Diese ganze letzte Lebenszeit Tolstois erscheint als eine einzige un-

endliche Kraftanstrengung, bei der er immer wieder umsinkt. „Nichts gibt mir Ruhe, unsagbares Unlustgefühl... Soeben habe ich gebetet und mich entsetzt, wie tief ich gesunken bin.“ „Alles ist wieder beim alten, mein Leben ist wieder das gleiche Rätsel.“ „Ich möchte weinen über mich selbst und über den Rest meines Lebens, den ich unnütz vergeude.“

Aus dem Brief Tolstois an den Studenten sehen wir: Er fühlt wohl, die Übertragung seines Vermögens auf seine Frau und seine Kinder konnte ihm keinen Frieden bringen. Und doch sagt er nicht, warum ihm diese Vermögensabgabe keine Ruhe bringen konnte. Hier liegt der dunkle Punkt in seinem Leben. Bis zu diesem entscheidenden Akt seines Lebens haben wir die ausführlichsten Beichten und Geständnisse in seinen Aufzeichnungen, die uns gestatten, jeder Regung seines Gewissens zu folgen. Von da an brechen sie auf einmal ab. Und doch haben wir gerade an dieser Handlung, an der sich sein erwachtes soziales Gewissen mit der harten Wirklichkeit abfand, das brennendste Interesse. Wir erfahren das Nähere nur von andern, besonders von seinem Schwager Behrs. Nach langem Hin und Her kam es schließlich zu einem Verständigungsfrieden zwischen ihm und seiner Frau. „Vom Wunsche beseelt,“ schreibt Behrs, „seiner Frau nicht mit Gewalt gegenüberzutreten, verhielt er sich zu seinem Besitzum so, als ob es gar nicht bestünde, und entsagte seinem Vermögen, ignorierte das Schicksal desselben und hörte auf, Nutzen daraus zu ziehen.“ Er wollte kein Geld sehen, vermied nach Möglichkeit, es in die Hand zu nehmen, und trug es niemals bei sich. Und doch lebte er im Sommer unter dem Dach des alten Herrenhauses, einem der behaglichsten Herrensitze von Rußland, im Winter in der freundlichen zweistöckigen Stadtwohnung in Moskau und nährte und kleidete sich von dem Ertrag der vorzüglichen Wirtshaft, die seine Frau führte. 25 Jahre lang lebte er in diesem Kompromiß zwischen Lehre und Leben. Erst als sterbender Mann versuchte er zuletzt durch die Flucht gewaltsam die Fesseln zu zerreißen.

Wenn man diesen Kampf Tolstois mit der widerstrebenden Wirklichkeit ansieht, so hat man unwillkürlich den Eindruck: er hat nicht

bis aufs Blut widerstanden. „So jemand kämpft, wird er doch nicht gefrönt, er kämpfe denn recht.“ Er hat sein Leben lang gerungen, aber als das Letzte, Furchtbarste kam, da ist er ausgewichen und nicht ins Sperrfeuer hineingegangen. Darum ist ihm das Höchste, was es gibt und wonach er sich immer sehnte, doch nicht zuteil geworden, das Martyrium, die Krone des Lebens.

Woher kommt das? Kommt es etwa nur daher, daß es ihm, dem verwöhnten Herrschaftskind, eben einfach zu schwer gewesen wäre, betteln zu gehen? Gleicht er dem reichen Jüngling, der betrübt von dannen ging, „denn er hatte viele Güter“? Nein, ich glaube, Tolstoi hatte recht, wenn er dem Studenten versicherte, er sei nicht deswegen bei seiner Familie geblieben, weil er sich selbst schonen wollte, es lägen dafür tiefere Gründe vor. Aber er spricht diese Gründe nicht aus. Wir wollen versuchen, diesen tieferen Gründen nachzugehen. Wir müssen uns zu diesem Zweck die Grundgedanken von Tolstois Lebensanschauung vergegenwärtigen.

Tolstois Kulturbedeutung liegt darin, daß in ihm mitten in der höchsten gesellschaftlichen und künstlerischen Kultur das elementare Menschheitsgewissen wieder erwachte, daß er ein Ohr hatte für die reinen Klänge des Weltgewissens, wie sie in der Bergpredigt urgewaltig hervorbrechen. Jesus und die Bergpredigt war für ihn nur eine der vielen Quellen, aus denen er dabei schöpfte. In seinen letzten Lebensjahren, von 1903 ab, schrieb Tolstoi ein Weisheitsbuch, in dem seine Anschauung in abgeklärter Form zusammengefaßt ist. Hier tritt Jesus stark zurück hinter brahmanischer, konfuzianischer und buddhistischer Weisheit. Die Gedanken aller Religionsstifter und Sittenlehrer fließen ihm hier zusammen in einen einheitlichen, lebenspendenden Strom; es ist das uralte Menschheitsgewissen, das alle staatlichen, politischen und sozialen Kompromisse sprengt und das sich nicht mehr beruhigen und beschwichtigen läßt. Das, wogegen Tolstoi leidenschaftlich kämpft, sind alle die zahlreichen Konzessionen und Markotika, durch die man das Weltgewissen, das in uns allen lebt, betäuben und zum Schweigen bringen will. Nicht daß wir Menschen fallen und unvollkommen bleiben, ist das schlimmste. Nein, daß man aus dieser Not eine Tugend macht, daß



man Mittel erfunden hat, Staatstheorien, Rechtstheorien, national-ökonomische und ethische Systeme, kirchliche und staatliche Einrichtungen, die nur dazu da sind, unsere menschliche Erbärmlichkeit zu rechtfertigen und dadurch das kranke, schreiende Weltgewissen einzuschläfern.

Was Tolstoi gegen unsere ganze Kultur, unser Staats-, Rechts- und Wirtschaftsleben sagt, läßt sich in ein paar einfachen Gedanken zusammenfassen.

Er geht von dem Grundgefühl aus, das wir haben, wenn wir irgendeinem Menschen, mit dem wir sprechen wollen, ins Auge sehen. Wir wissen, wir sind zwar durch den Körper voneinander getrennt... Aber wir fühlen mit dem Herzen, daß uns etwas miteinander verbindet. Es besteht eine Einheit zwischen allen Lebewesen. „Wir fühlen, daß das, wodurch wir leben, das, was wir unser Ich nennen, nicht nur in allen Menschen, sondern auch im Hund, Pferd, in Mäusen, im Huhn, Sperling und in der Biene, sogar in Pflanzen ein und dasselbe ist.“ Derselbe Weltgeist, der im Baum wirkt, daß er der Sonne entgegenwächst, wirkt in uns, unbewußt, daß wir zueinander streben. Wir können dieses Grundgefühl ausschalten, dann erscheinen uns alle andern Lebewesen völlig fremd, sie sind alle Nicht-Ich. Sie sind uns gleichgültig, oder wir empfinden ihnen gegenüber Neid, Haß, Schadenfreude. Sobald wir aber diesem Urgefühl folgen, empfinden wir, daß in unserem ganzen politischen und sozialen Zusammenleben etwas ist, was nicht sein soll. Es sind drei Dinge, gegen die sich unser innerstes Gefühl auflehnt: Erstens, wir dürfen keine Gewalt üben. Zweitens, wir dürfen nicht von der Arbeit anderer leben. Drittens, wir dürfen unserem Geschlechtstrieb nicht freien Lauf lassen.

Ich will nur andeuten, was Tolstoi über diese drei Dinge sagt. Zunächst über die Gewalt. Wir sind alle in der Anschauung aufgewachsen, man könne mittels Gewalt das Leben anderer Menschen regeln, man könne mit Gewalt Ordnung schaffen. Diese Lehre geht von Geschlecht zu Geschlecht. Leute, die in einem Gewaltstaat aufgewachsen sind, fragen gar nicht mehr, ob es gut und recht sei, Gewalt anzuwenden; sie finden das selbstverständlich. Und doch

weiß jedermann: wenn ich jemand mit Gewalt zwingen, das zu tun, was mir gut scheint, so ist das das beste Mittel, ihm Abscheu gegen dieses Gute einzulößen. Wenn man jemand mit Gewalt vom Schlechten abhalten will, so ist das, wie wenn man einen Fluß staut und sich darüber freut, daß der Wasserstand unterhalb des Stauwehres eine Zeitlang seichter wird. Aber das Wehr vermehrt nur den Andrang der Strömung, und es ist nur eine Frage der Zeit, dann muß der Fluß das Wehr überschwemmen, und nachher wird er genau so fließen wie vorher. Ob ein betrunkenen Mann seine Frau schlägt, um sie gewaltsam zu bessern, oder Eltern ihre Kinder schlagen, um sie zu gutem Betragen zu zwingen, oder ein Volk mit einem anderen Krieg führt, um es seinem Willen zu unterwerfen, immer erlebt man dieselbe Enttäuschung; Gewalt bessert nicht. Man kann einen Menschen nur dadurch bessern, daß man sich seinen guten Willen zunutze macht und ihn von seinem Fehler überzeugt. Gewalt entspringt immer aus dem Unvermögen, andere zu überzeugen. Sobald sich aber die Theorie festgesetzt hat, man dürfe im Namen des allgemeinen Wohls an Menschen Gewalt üben, der Mensch dürfe, um das zu erreichen, was er für gut hält, den anderen schlagen, verstümmeln, seiner Freiheit berauben, entsteht eine Gewissensbetäubung, die im Lauf der Zeit immer verheerender wirkt.

Aber, wendet man ein, wir können doch die Gewalt nicht aus der Welt schaffen! Antwort: Nicht, daß Gewalt geübt wird, ist das Furchtbare. Wir vernichten mit jeder Bewegung, die wir machen, unwillkürlich Lebewesen. Das Furchtbare ist vielmehr, daß jene heilige Regung des Gewissens, die gegen Vergewaltigung protestiert, abgetötet wird. Zunächst durch das heutige Staatswesen. Das war es, was sich Tolstoi besonders beim Studium des staatlichen Gefängniswesens aufdrängte, dessen Ergebnis er in seinem dritten großen Roman „Auferstehung“ niederlegte. Die ganze Staatsmaschinerie, der komplizierte Gesellschafts- und Staatsorganismus, ist nur ein raffiniertes Mittel, um das Gewissen auszuschalten. Denn die Staatsmaschine ist ein Konglomerat von zahllosen Beamten und Unterbeamten, alle durch die sogenannte Pflicht zusammengehalten. Alle zusammen tun etwas, wofür anscheinend niemand die Verantwort-

lichkeit trägt. Die einen schreiben die Gesetze, die anderen wenden sie auf einzelne Fälle an, andere richten Leute ab, auf höheren Befehl Gewalttaten zu begehen; wieder andere lassen sich dazu abrichten, auf Befehl ihre Mitmenschen zu vergewaltigen. So wird die Verantwortlichkeit und das Gewissen in so viele kleine Stücke zerhackt, daß schließlich keiner der vielen Beamten und Organe mehr eine erkennbare Verantwortlichkeit hat. Das Gewissen reagiert nicht mehr. Es hat durch die Zersplitterung seine Stoßkraft verloren. Jeder Beamte hat nur den Ehrgeiz, korrekt, vorschriftsmäßig zu handeln. Die Verantwortlichkeit lädt er auf die höheren Instanzen ab. Nur so ist es psychologisch möglich, daß Menschen unserer Zeit, humane, einfache, gute Menschen, die im Privatleben sanft wie die Tauben sind, im Dienst (als Offiziere, Gouverneure, Gefängnisdirektoren, Polizisten) auf Befehl Greuel verüben, zu denen sie von sich aus niemals imstande wären. Sie haben, ohne es zu wissen, ihr Gewissen verkauft. Typisch ist jener ordensgeschmückte General in der „Auferstehung“, der auf Befehl des Kaisers, im Bewußtsein tadelloser Pflichterfüllung, politische Verbrecher in Haft hält, von denen die einen irrsinnig werden, die anderen an Schwindsucht sterben oder sich selbst erhängen.

Warum ist die Sittlichkeit so tief gesunken? Weil dieser Glaube an die Wohltätigkeit der auf Gewalt gegründeten Institutionen das Gewissen betäubt hat. Und warum ist das Christentum so verdorben? Weil es mitangebetet hat vor dem Gözen der Gewalt, diesem Gözen der Menge, vor dessen blutbeflecktem Altar sich die Menschheit unter Trommelklang, Geschützdonner und Waffengeklirr und dem Stöhnen blutiger Menschenleiber ewig verbeugt. Das Grundgebot Jesu ist: Widerstrebet nicht dem Übel; das heißt: Man darf unter keinem Vorwand, sei es, um Vergeltung zu üben, oder um sich zu verteidigen, oder einen anderen zu retten, dem Nächsten Böses tun. Weil dieses Gebot nicht anerkannt wurde, steckt die Welt nach 1900 Jahren Christentum immer noch im Heidentum.

Was von Krieg und Strafgewalt gilt, das gilt auch von der zweiten Grundlage unseres Zusammenlebens, von der sozialen Vergewaltigung, die darin liegt, daß Menschen andere für sich arbeiten lassen.

Auch hier ist nicht die Tatsache das Schreckliche, daß ein Mensch den anderen ausbeutet. Der Ausgebeutete kann unter Umständen innerlich viel glücklicher sein als der Ausbeuter. Der Baschkire Ilias, in einer von Tolstoi's Volkserzählungen, der seinen Reichtum verlor und dann mit seinem Weib bei einem Nachbarn in Dienst gehen mußte, ist dadurch viel glücklicher geworden, weil die beiden jetzt erst Zeit haben, sich auszusprechen, an die Seele zu denken und zu beten, seit sie nicht mehr mit der Sorge um ihr Gut belastet sind. Tolstoi bekämpft den Sozialismus, der das Ziel darin sieht, die Ansprüche der Proletarier ans Leben zu steigern. Also das Schreckliche ist nicht die Ausbeutung der Menschen durcheinander. Der Schaden liegt vielmehr darin, daß das Gewissen durch national-ökonomische Theorien betäubt wird. In Wahrheit ist die Sache ja ganz einfach. Der Mensch ist wie jedes Lebewesen so geschaffen, daß er arbeiten muß, und zwar körperlich arbeiten, Landarbeit verrichten, um nicht vor Kälte und Hunger zu sterben. „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.“ Solange jeder für seinen eigenen Unterhalt arbeitet, ist er glücklich und braucht sich nicht zu überanstrengen; alles ist im Gleichgewicht. Wenn es aber Menschen gibt, die keine Landarbeit tun und doch essen, so ist das Gleichgewicht gestört. Denn sie zwingen damit andere, für sie zu arbeiten. Diese arbeiten dann natürlich über ihre Kraft, und sie arbeiten widerwillig, weil sie nicht für sich, sondern für andere arbeiten müssen. Diese Schädigung anderer ist gegen das Gewissen. Und wir ahnen das auch. Wir würden eigentlich keine Minute ruhig dabei sein können, daß an allen Gegenständen, die wir benützen, Menschenleben hängen, daß diese Gegenstände zwangsweise, oft unter Flüchen von denen hergestellt sind, die den Reichen dienen müssen. Wie kommt es, daß wir diese Gewissensregung niederhalten können? Wie ist es möglich, daß liberale, humane Menschen, die sehr feinfühlig sind für die Leiden anderer Wesen, sogar der Tiere, sich fremde Arbeit zunutze machen und dabei ganz ruhig sind? Das rührt daher, daß in der Nationalökonomie eine Wissenschaft erschienen ist, die nachweist, daß Arbeitsteilung notwendig ist, und daß



die Einteilung und Benützung der Arbeit von Angebot und Nachfrage, von Kapital, Renten, Arbeitslohn usw. abhängt. Die meisten Menschen kennen die Einzelheiten dieser Wissenschaft nicht; aber sie wissen, daß sie existiert, und daß gelehrte Leute in Bergen von Büchern bewiesen haben, die jetzige Ordnung der Dinge sei so, wie sie sein sollte, man könne also ruhig leben, man brauche sich nicht zu bemühen, Änderungen herbeizuführen. Die beruhigende Idee der Arbeitsteilung ist schuld daran, daß man die unsterbliche Seele des Menschen tötet und diesen in eine lebendige Maschine verwandelt. Die Wissenschaft, die hier das Gewissen absolviert, spielt in unserer Zeit genau dieselbe Rolle, wie in früheren Jahrhunderten das Priestertum. Dieselbe Priesterkaste der Professoren, dieselbe hochtrabende Sprache, die Uneingeweihten so geheimnisvoll erscheint, dieselbe Kritiklosigkeit der Gläubigen.

Ein letztes Gebiet, auf dem Tolstoi das eingeschlafene Gewissen wieder aufwecken will, ist die sexuelle Frage, die er besonders in dem Roman „Die Kreuzersonate“ behandelt. Auch auf dem geschlechtlichen Gebiet ist nicht das Fallen selbst das Schrecklichste, sondern die Rechtfertigung des Fallens, die die feine Gewissensregung abtötet. Jeder unverdorbene Mensch empfindet stets Scham und Abscheu vor dem Reden, ja schon vor dem bloßen Gedanken an den geschlechtlichen Verkehr. Jeder unverdorbene Junge kommt beim Erwachen der Pubertät in innere Not. Diese Scheu, die jeder unverdorbene Mensch hat, ist die größte Kraft im Kampf mit allen Gefahren der Sinnlichkeit. Dieses reine Urgefühl bringt Jesus zum Ausdruck, wenn er sagt: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen, und Paulus, wenn er sagt: Es ist besser niemals zu heiraten, wenige können es, wohl dem, der es kann. Hier wird also die Geschlechtsbegierde als solche von der geistigen Natur des Menschen aus als erniedrigend und tierisch empfunden. Dieses Urgefühl hängt damit zusammen, daß die Erotik im Widerspruch steht mit der Liebe zu allen Lebewesen, die aus dem Bewußtsein der Einheit mit ihnen erwächst. Denn bei der Erotik lieben wir ja ein Weib mehr als alle anderen, einen Mann mehr als alle. Wir lieben ein Wesen auf Kosten anderer. Und das sollen

wir nicht. Auch die Ehe ist also, am höchsten Maßstab gemessen, ein Kompromiß mit dem, was nicht sein soll. Die strenge Einehe, wie sie die Bibel verlangt, sucht das unreine Feuer auf seinen Herd zu beschränken, daß es nicht weiter um sich greift und keinen weiteren Schaden anrichten kann. Die Sühne für den Fall liegt in der Erfüllung der Familienpflichten, in der Erziehung der Kinder. Dieser liegt das Bewußtsein zugrunde: Wenn ich selbst Gott nicht völlig dienen konnte, so will ich doch mein Möglichstes tun, daß meine Kinder dieses Ziel erreichen.

Dieses reine Urgefühl, das nach völliger Keuschheit strebt, wird nun auf diesem Gebiet besonders stark betäubt durch die Idee, es sei unser Schicksal, also etwas Unvermeidliches, und durch die realpolitische Erwägung: Wenn alle Keusch wären, würde ja das Menschengeschlecht aussterben. Man kann zugeben, daß das Fallen auf diesem Gebiete für uns schwache Menschen beinahe unvermeidlich ist. Aber nicht dieses Fallen ist das Schrecklichste. Wenn ein Kind gehen lernen will, fällt es hundertmal. Schrecklich ist nur, wenn das Fallen gerechtfertigt wird. Dies geschieht durch die Lüge, die das Fallen als etwas vom Schicksal Bestimmtes oder als etwas Schönes und Hohes hinstellt. Müssen wir auf dem Weg zur Freiheit infolge unserer Schwachheit einmal von der richtigen Bahn abkommen, so dürfen wir darum doch nicht sagen, diese Verirrung sei unser Verhängnis. Wir dürfen nicht philosophisch oder poetisch lügen und uns rein waschen wollen, sondern wir müssen stets daran denken, daß das Schlechte schlecht ist, und daß wir es nicht tun sollen.

Damit haben wir die Grundgedanken Tolstois kurz zusammengefaßt, wie er sie besonders in seinem letzten Buch „Der Lebensweg“ noch einmal ausgesprochen hat. Gerade diese letzte Botschaft von ihm, an der er noch als sterbender Mann arbeitete, macht einen unauslöschlichen Eindruck auf das Gewissen. Tausende von Menschen, die von der Kirche oder Evangelisation nie erreicht worden wären, sind von der religiösen Botschaft Tolstois ins Gewissen getroffen worden und innerlich aufgewacht. In das kleine hölzerne Haus in der großen Chamownikajasträße in Moskau strömten zu dem Pro-

pheten in Bauerntracht ununterbrochen suchende Menschen, Gelehrte und Schriftsteller, Maler, Musiker und Schauspieler, Staatsmänner, Gouverneure, Senatoren, Studenten, Militärs, Bauern und Arbeiter. Es ging eine Bewegung durch Rußland, ähnlich wie sie damals durch Jerusalem ging, als Menschen aus allen Ständen hinausziehen in die Wüste, wo Johannes predigte. Tolstoi schreibt unter dem Eindruck der Bewegung, die er hervorgerufen hatte, vier Jahre vor dem Krieg: „Jetzt hat die Menschheit nach achtzehn Jahrhunderten wieder einen Entwicklungskreis vollendet und steht wieder vor ihrer Umgestaltung. Das alte System, die alte Gesellschaftsordnung zerfällt. Die Völker leben jetzt in Schrecken und Leiden zwischen Ruinen. Deshalb darf man beim Anblick dieser Ruinen und all des Sterbens, das bereits erfolgt ist oder noch erfolgt, nicht den Mut verlieren, sondern muß im Gegenteil Mann sein. Die Vereinigung aller steht nahe bevor.“

Tolstoi war wie ein Sturmvogel, der dem Wetter dieser Zeit voranging. Er war eine Stimme eines Predigers in der Wüste, bereitet dem Herrn den Weg! Aber damit ist auch seine Schranke ausgedrückt. Er konnte nur mit Wasser taufen. Und er ist selbst, wie man aus seinen letzten Tagebüchern sieht, aus der verzweifelten Anstrengung des Gesetzes nie herausgekommen. Er hat das Reich Gottes nur von ferne gesehen, es aber nicht erlebt. Er ist nie zur Ruhe gekommen.

Woher kam das? Was fehlte ihm? Sollen wir Tolstoi einfach damit erledigen, daß wir sagen: Er war eben Buddhist, weltmüder Kulturpessimist und passiver Russe? Damit würden wir dem Gewissenseindruck nicht gerecht werden, den Tolstois Bücher auf uns machen. Es ist ganz richtig: Bei allem, was Tolstoi z. B. am Schluß der Kreuzersonate über die Ehe sagt, fühlen wir sofort: So ist es nicht, die Ehe ist mehr als eine bloße Konzession an das Tier im Menschen; sie ist gerade das, wodurch sich der Mensch über das Tier erhebt: Gott hat sie zusammengefügt. Noch stärker empfinden wir es bei dem, was Tolstoi über Volk, Vaterland und Krieg sagt. So konnte nur ein Russe schreiben. Wenn man den Krieg nur als Machtkampf betrachtet, in den die Völker von gewissenlosen Machthabern hinein-

gehezt werden, so hat man ihn nur von außen gesehen. Man hat nicht verstanden, daß hier um heilige Güter der Volksseele gerungen wird, die schöpferisch in uns hineingelegt sind. Allen diesen höchsten Werten gegenüber ist Tolstoi in der weltmüden Stimmung des Buddhismus steckengeblieben. Er blieb in der Resignation hängen. Er kam nicht hindurch durch die Verneinung zu einem neuen freudigen Ja dem Leben gegenüber.

Aber es genügt nicht, daß wir diese Schranke seiner Lebensauffassung feststellen. Wir müssen tiefer graben und fragen: Warum hat er dieses Ja dem Leben gegenüber nicht gefunden? Kam das daher, daß er zu tief ins Weltleid hinabstieg? Nein, es ist gerade umgekehrt, er stieg nicht tief genug hinein in den Strom des Weltleids, und darum kam er nicht hindurch bis zum anderen Ufer, bis zur neuen Lebensbejahung Jesu. Der christliche Glaube ist tiefer in der Lebensverneinung als Tolstoi, aber eben auch darum größer in der Lebensbejahung. Charakteristisch für Tolstoi ist, was er antwortet, wenn man ihm einwendet, sein Lebensweg sei praktisch undurchführbar, man könne nicht leben, ohne Leben zu töten, und ein junger Mensch könne seine erotischen Neigungen nie völlig überwinden. So oft Tolstoi sich mit diesem Einwand auseinandersetzt, gebraucht er immer dieselbe Wendung. Er sagt: Wer so spricht, der vergißt, daß dem Menschen in nichts Vollkommenheit gegeben ist. Man kann sich der Vollkommenheit nur nähern. Wir können zwar nicht leben, ohne andere Wesen zu töten, aber wir können doch mitleidiger gegen andere Wesen werden. Das Menschengeschlecht würde allerdings aussterben, wenn alle keusch wären. Aber auch in dieser Beziehung ist es dem Menschen nicht gegeben, Vollkommenheit zu erreichen, unsere Bestimmung liegt nur in der Annäherung an sie. Durch diese Auskunft, durch diese Idee der unendlichen Annäherung, ist Tolstoi der furchtbaren Not aus dem Wege gegangen, in die Paulus und Luther kamen, als sie auch, wie Tolstoi, von Gottes ewigen Forderungen ins Gewissen getroffen, den Kampf gegen ihre starke sinnliche Natur aufnahmen. Luther hatte getan, was Tolstoi verlangte, er war ins Kloster gegangen, hatte auf Ehe und Eigentum verzichtet und sich geübt, jede Demütigung ohne Widerstand hin-



zunehmen. Aber gerade da entdeckte er das Furchtbare, das ihn zur Verzweiflung brachte. Er merkte, mit allen diesen Anstrengungen können wir unser eigenes Ich nicht besiegen, das immer sich selber sucht. Wir können nicht anders, als uns selber lieben. Auch wenn wir auf Ehe, Eigentum und Selbstbehauptung völlig verzichten, immer schleicht sich der Gedanke in unsere Seele: Wie heilig bin ich doch, wie hoch stehe ich über allen anderen! Es entsteht also nur eine neue Form des Egoismus, die noch widerwärtiger ist als die vorhergehende. Die Selbstliebe hat nur ihr Kostüm gewechselt. Vorher trat sie im Gewand des Lebemanns auf, jetzt im Hemd des Büßers. Nein, es ist nicht so, wie Tolstoi meint, daß wir alle, wenn wir uns nur bemühen, in unendlicher Annäherung nach dem Ziel der völligen Selbstlosigkeit unterwegs sind. Wir stoßen vielmehr alle bei diesem Streben auf eine Mauer, über die wir mit aller Anstrengung nicht hinwegkommen können. Da ist etwas, was wir nicht durchbrechen können, ein unüberwindliches Hindernis. Trotz seiner fortgesetzten Selbstanalyse merkte Tolstoi die feine Selbstliebe nicht, die darin lag, wenn er etwa vom Mistfeld zum Frühstück kam und seelenvergnügt lächelte über seinen Mistgestank, oder wenn er gerne von seinem Schuhmacherhandwerk sprach und es liebte, wenn man seine selbstgemachten Jagdstiefel lobte. Es kam ihm nicht zum Bewußtsein, daß er mit all seinen häuerlichen Lebensgewohnheiten doch den tiefsten Abgrund nie überbrückte, der ihn, das Herrschaftskind, von all den Menschen trennte, die wirklich arbeiten müssen, wenn sie nicht verhungern wollen. Er hatte nie ums Brot arbeiten müssen und darum nie den Ernst des realen Existenzkampfes gefühlt, der in der Arbeit ums Brot liegt, demgegenüber all sein Nähen und Schustern und Wassertragen doch nur Sport und Spielerei war.

Tolstoi sah das Hindernis nicht, an dem sich alle unsere eigenen Anstrengungen brechen, wie Bäche, die ins Meer wollen, die aber durch einen Damm aufgehalten werden. Nach Tolstoi gleicht die Weltentwicklung einer weiten Ebene, in der ein Strom, in den von allen Seiten Bäche einmünden, in schönen Windungen dem Meere zufließt. Er sah den Damm nicht, der uns vom Meer trennt, das

Hindernis, das dem Kommen des Gottesreichs im Wege liegt. Er glaubte, die Welt sei aus sich selbst heraus heilbar. Hier liegt der Gegensatz zwischen Tolstoi und Jesus. Nach Jesus ist die Weltentwicklung durch einen tiefen Gegensatz in zwei Teile gespalten, in diesen Non und den kommenden Non, diese Weltzeit, auf der ein Fluch liegt, in welcher die Dämonen herrschen, und die künftige Weltzeit, in der alles neu sein wird und der Fluch gelöst ist. Zwischen diesen beiden Nonen der Weltentwicklung liegt das große Hindernis, der Damm, der durchbrochen werden muß, damit das Neue anbrechen kann, die Nacht, die überstanden sein muß, ehe der neue Welttag beginnen kann. Die ganze Verkündigung Jesu dreht sich, von seinem ersten Bußruf in Galiläa an, um diesen Gegensatz zweier Nonen. Sein heißer Seelenkampf, von der ersten Dämonen- austreibung an bis zum Tod am Kreuz, hat immer nur das eine Ziel, den Damm zu durchbrechen, der uns von der kommenden Weltzeit mit ihren völlig neuen Lebensformen scheidet. Jesus sagt es schon bei seinem ersten Zusammenstoß mit den Pharisäern, daß er im Namen Gottes in das Haus des Starken tritt, des Satans und seiner Dämonen, die dem Anbruch der Gottesherrschaft im Wege stehen. Er weiß, daß er der Stärkere ist und darum allein imstande, diesen Starken zu binden (Markus 3, 12). Er hat den Auftrag, gleichsam als Führer einer Sturmtruppe die feindliche Stellung am entscheidenden Punkt zu durchbrechen, damit dann, wenn der Durchbruch gelungen ist, alle, die ihm folgen, nachdrängen und nachfluten können, um das Reich einzunehmen. Jesu Vorgehen ist nur von dieser einen Aufgabe aus zu verstehen. Er wollte nicht ein Sittengesetz geben, nach dem man in diesem Non Staaten aufbauen und die menschliche Gesellschaft organisieren könnte. Er wollte eine Sturmtruppe sammeln, eine todesbereite Schar, die entschlossen wäre, wenn der Durchbruch käme, hinter ihm herzugehen und in seine Fußstapfen zu treten, ganz einerlei, was ihm begegnen würde. Nur von hier aus verstehen wir die Kommando- artigen Befehle, durch die Jesus die einzelnen Menschen zur Nach- folge aufruft, z. B. „Lasset die Toten ihre Toten begraben, du aber verkündige das Reich Gottes“. Zu diesem letzten Sturm auf

das Hindernis, das das Hereinbrechen der neuen Weltgestalt aufhielt, konnte er keine Leute gebrauchen, die Vater und Mutter mehr liebten als ihn. Sie mußten alle Familienbande und Pietätsrück-sichten zerreißen können. Sie mußten alles verlassen, um ihm nach-zufolgen. Die ganze Bergpredigt steht unter diesem Gesichtspunkt. Sie ist nicht, wie Tolstoi sie auffaßt, eine Lebensordnung für ein kommunistisches Gemeinwesen, das man irgendwo in dieser Welt ein-richten könnte. Sie ist ein Aufruf zur Sammlung einer freiwilligen Sturmtruppe für den letzten Sturm, für den entscheidenden Durch-bruch. Die Seligpreisungen am Anfang gehen immer von der Vor-aussetzung aus: Es geht durch die Nacht der letzten Verfolgung, ehe der neue Weltmorgen anbricht. Selig, wer durchhält. Selig sind die, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr. Selig seid ihr, wenn sie euch schmähen und verfolgen und allerlei Böses gegen euch sagen, indem sie lügen, um meinetwillen. Freuet euch und jauchzet; denn euer Lohn ist groß in den Himmeln. Es geht durch eine enge Pforte; durch die nur wenige hindurchkommen. Nur Menschen mit ganz leichtem Sturm-gepäck können durchbrechen. Für Reiche, die schwer mit Erdengut bepackt sind, ist es unendlich schwer, hineinzukommen.

Aber diese Sturmtruppe wird nur gesammelt als Gefolgschaft des einen, der allein imstande ist, den Durchbruch zu vollziehen. Die Jüngergemeinde hat nicht die Kraft, den satanischen Bann zu brechen, der auf dieser Welt liegt. Sie kann nur ihr ganzes Leben auf das kommende Reich einstellen und anhalten in dem heißen Gebet, das er ihr zu beten befiehlt: Dein Reich komme, dein Wille geschehe auch auf Erden, wie er schon im Himmel geschieht; erlöse uns von dem Bösen. Er allein muß mit Einsatz seines Lebens den Durch-bruch vollziehen, der die Weltverwandlung möglich macht. Er muß die Auseinandersetzung herbeiführen zwischen Licht und Finsternis. In Gethsemane und auf Golgatha erfolgte der furchtbare Zusam-menstoß zweier Welten, dem Tolstoi sein Leben lang auswich. Hier kam der Gegensatz zum Austrag zwischen dieser unreinen Welt-ordnung, in der der Existenzkampf herrscht, und in die wir alle durch den Urfall des Menschengeschlechts verwickelt sind, und der

heiligen Ordnung des Gottesreichs. Jesus war der einzige, der diesem letzten Weltgegensatz nicht auswich. Alles in ihm schauderte zurück vor der „Laufe“, mit der er getauft werden sollte; aber er widerstand der Versuchung, der verführerischen Stimme: Schone dein selbst, das widerfahre dir nur nicht! Er war der Mittler, der seine Seele einsetzte. Kein Mensch wäre imstande gewesen, den furchtbaren Druck auszuhalten, dem seine Seele ausgesetzt war. Er allein konnte den Fluch tragen, der uns hätte zermalmen müssen. Er hat das Hindernis aus dem Wege geräumt und freie Bahn gemacht für den Anbruch des Gottesreichs.

Für diesen Todeskampf, durch den er Bresche gelegt hat in die Mauer unseres Gefängnisses, hatte Tolstoi kein Verständnis. Dazu fehlte seiner Seele die letzte Tiefe der Leidenschaft. Was er in seinem Drama „Die Macht der Finsternis“ andeutet, hat er nie wirklich erlebt. Er kannte jene Anfechtungen nicht, wie sie Luther hatte, da der Bodensatz unserer Seele aufgewühlt wird und wir von Strudeln hinuntergezogen werden, denen gegenüber die Kraft unserer Seele einfach versagt. Tolstoi hat darum auch nie die tiefe Ruhe gefunden, die über einen Menschen kommt, der angesichts des Todes mit belastetem Gewissen Bergung findet im vollbrachten Werk Christi, dieses wunderbare Geborgensein des versöhnten Gewissens, das Luther die Kraft gab, vor Kaiser und Reich zu treten, und das wie ein tiefer Klang durch die ganze Passionsmusik von Johann Sebastian Bach hindurchklingt. Tolstoi glaubte darum wie alle, die das Allerheiligste der Christenerfahrung nur von außen kennen, es müßte uns im sittlichen Kampf schlaff machen. „Bei Annäherung an die Vollkommenheit,“ sagt er in seinem letzten Buch, „darf man nur auf die eigene Kraft rechnen, man muß sich von dem Gedanken befreien, der Himmel könne unsere Fehler wieder gutmachen.“ Genau das Gegenteil ist der Fall. Für Männer wie Luther und Paul Gerhardt war das vollbrachte Werk Christi nicht ein Ruhepolster, auf dem sie sich schlafen legten, sondern der feste Boden, auf dem stehend sie der ganzen Welt trohten und einen Titanenkampf kämpften. Denn nur wenn der Damm durchbrochen ist, wissen wir: Der Sieg ist unser! Durch den Triumph Jesu über seine



Feinde werden wir wie eine Kampftruppe zum letzten Sturm entflammt.

Weil Tolstoi nicht durch die tiefste Verzweiflung an sich selbst hindurchgegangen war, durch diesen Strom, von dem wir hinuntergerissen werden, wenn uns nicht die Gnade trägt, darum kam er auch nicht ans andere Ufer, zu dem neuen Ja dem Leben gegenüber, das Jesus uns erschließt. Das führt uns auf den zweiten Gegensatz zwischen Jesus und Tolstoi. Wir sahen, Tolstoi hat es, obwohl viele ihn dazu drängten, nicht übers Herz gebracht, die letzte Konsequenz aus seiner Lehre zu ziehen, Haus und Hof zu verlassen und als Bettler durchs Land zu gehen. Er unterließ das, wie er dem Studenten schrieb, nicht deshalb, weil er sich selbst schonen wollte. Es hatte tiefere Gründe. Und doch wollte er diese tieferen Gründe nicht sagen. Er wollte sich den tiefsten Grund seines widerspruchsvollen Verhaltens offenbar selbst nicht eingestehen. Sonst hätte er seine ganze Lehre ändern müssen. Nach dieser waren ja die Familienverhältnisse und die Volksangehörigkeit, wie alle natürlichen Lebenszusammenhänge, Spinngewebe, die wir zerreißen müssen, um im Geist, in der Einheit mit Gott und allen Wesen zu leben. Tolstoi erinnert an die Antwort, die Sokrates gab, als man ihn fragte, wo er geboren sei. Er erwiderte: Auf der Erde. Als man ihn weiter fragte, in welchem Reich? sagte er: Im Weltreich. So will Tolstoi hinaus aus allem Familienbewußtsein und Volksbewußtsein, um im Weltbewußtsein aufzugehen. Und doch kann er es nicht. Im Verhältnis zu seiner Familie kommt ihm das zum Bewußtsein. Wir würden das Göttliche in uns zerstören, wenn wir die Heimatliebe aus unserem Herzen reißen wollten. Wir würden das Heiligste verlieren, wenn wir die Bande zerschneiden wollten, die uns mit Familie, Vaterland und Heimerde verbinden. Dort sind die starken Wurzeln unserer Kraft. Diese sind unabhängig von unserem Willen da. Wir können sie darum auch nicht durch eine Willensanstrengung aufheben. Wir Deutsche fühlen gerade jetzt, da Deutschland das unglücklichste Land ist, wie heiß wir dieses unglücklichste Land lieben. Wir fühlen das viel tiefer als damals, als es noch glücklich war.

Und diese Liebe zu Heimat und Vaterland ist ganz im Sinne Jesu. Wohl mußten die Menschen, die Jesus als Sturmtruppe sammelte für den letzten weltgeschichtlichen Kampf, durch eine unendliche Resignation hindurchgehen, bereit sein, Vater und Mutter zu hassen und aus Vaterland und Freundschaft herauszugehen. Aber nicht, um als körperlose Geister im unendlichen Nichts zu schweben, sondern um das Reich einzunehmen, in dem ihnen alles, was sie um Jesu willen verlassen, viel herrlicher wiedergeschenkt wird. Diese Erde soll nach Jesu Anschauung nicht ins Nirwana versinken. Sie soll sterben und wieder auferstehen. Auf den ersten Erdentag, der sich schon dem Abend zuneigt, folgt eine Nacht; dann wird ein neuer Tag anbrechen. Alles, was hier gesät worden ist in Unehre, in Verweslichkeit, in Schwachheit, das wird „auferstehen in Kraft“, d. h. verjüngt, tauf frisch, ewiger Jugend voll. Es wird eine neue Art von Besitz geben: Die Gottes Kinder sind, werden das Erdreich besitzen. Es wird eine neue Art von Lebensgemeinschaft geben: Jesus erwartet, daß er mit den Seinen vom Gewächs des Weinstocks neu trinken wird in seines Vaters Reich. Es wird eine neue Form des Staatslebens kommen, ein Königreich Gottes, in das alle Völker aufgenommen sind. Auch die Volksindividualitäten sollen nicht nivelliert werden. „Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit, dann werden vor ihm alle Völker versammelt werden.“ Es wird eine neue Art von Gerichtsbarkeit geben: Die Apostel werden sitzen auf zwölf Stühlen und richten die zwölf Geschlechter Israels. Wie diese neue Welt aussehen wird, welche Form alle jetzigen Verhältnisse annehmen werden, wenn der Weltmorgen anbricht, darüber macht Jesus nur Andeutungen. Mehr brauchen wir aber auch jetzt nicht. Denn es handelt sich jetzt nicht darum, von dem verheißenen Land der Zukunft zu träumen, sondern es zu erobern. Die ganze Kraft muß auf den Sturm konzentriert werden, den wir in Jesu Nachfolge durchzuführen haben, um das Reich einzunehmen.

Im ganzen Neuen Testament tritt der Grundgedanke überall deutlich hervor: das einzige, was verschwinden wird, ist der Tod. Alle die sozialen Ordnungen, an denen wir jetzt arbeiten, der Staat,

das Recht, die Arbeitsteilung, sind nicht versinkende Schattengebilde und Spinnwebgewebe, die wir zerreißen sollen. Sie haben eine Zukunft. Es ist noch gar nicht entschieden, was sie sein werden. Sie sind wie Larven, die erst einen Todesprozeß durchmachen müssen, aus denen aber einst ein Schmetterling hervorgehen wird. Alles, was an Kraft und Eigenart in einem Volk liegt, hat eine ewige Bestimmung. Es wird sterben in Schwachheit, aber es wird auferstehen in Kraft. Wir wissen noch nicht, was die Völker sein werden. Ein Volkstum gleicht einem roh behauenen Block, aus dem einst, wenn erst das Vergängliche daran heruntergeschlagen ist, eine Statue herausgemeißelt werden soll. Ja die ganze kreatürliche Welt, die jetzt der Vergänglichkeit unterworfen ist wider ihren Willen, wartet nur auf dem Augenblick, da sie frei werden wird vom Dienst des vergänglichen Wesens, zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

In diesem Gedanken des Urchristentums liegt, im Gegensatz zur buddhistischen Lebensmüdigkeit Tolstois, eine ganz gewaltige Lebensbejahung, ein Glaube an diese Erde, der uns begeistern kann. Aus dieser Lebensbejahung kommt die Freude, die Jesus selbst auf seinem Todesweg noch an allem hat, was das Leben schön macht, an Gastmählern, duftender Narde, Perlen, spielenden Kindern, Lilien und Vögeln. In allem sieht er einen ewigen Inhalt. Die ganze sterbende Welt ist eine große Aussaat, aus der ein wogendes Erntefeld hervorstehen wird. Dieser Glaube an die neue Erde gibt der Jüngerschaft, die Jesus als Kampftruppe sammelte, die Kraft zum Martyrium. Wenn sie arm und heimatlos werden, ausgestoßen aus Familie und Staat, so tun sie das nicht aus buddhistischer Lebensverachtung, weil ihnen die irdischen Zusammenhänge wertlos geworden wären. Sie tun es nicht aus Negation. Im Gegenteil, sie verzichten aus einem ganz positiven Grunde. Sie verzichten darauf wie Soldaten, die sich von Familie und Heimat losreißen, um für Heimat und Familie eine neue Zukunft zu erkämpfen. In diesem Sinne ist es gemeint, wenn Paulus seinem Mitstreiter Timotheus schreibt: Leide mit mir als ein guter Soldat Jesu Christi. Kein Krieger mischt sich in Geschäfte des Lebensunterhalts, damit

er dem gefalle, der ihn angeworben hat. Das ist die große Synthese zwischen Bejahung und Verneinung, zwischen Lebensfreude und Verzicht, die Jesus gebracht hat.

Ziehen wir aus allem bisher Gesagten das praktische Schlussergebnis. Wir können es vielleicht am besten in einem Bild ausdrücken. Man hat die Lebenshaltung des Christen schon verglichen mit der Arbeit eines Athleten, der, mit beiden Füßen auf den Erdboden gestemmt, eine Zentnerlast hebt. Der Boden, der dem Glauben den Rückhalt gibt, daß er die Last der Welt heben kann, ist Christi für uns vollbrachte Tat. Die Last, die wir heben, ist das ganze Weltleid, die ganze politische und soziale Not, alles was in den jetzigen Weltverhältnissen den Anforderungen der Bergpredigt widerspricht. In diesem Bilde des Athleten ist beides verbunden, die Ruhe des unerschütterlichen Grundes und die Bewegung, die mit starken Armen ausgeführt wird, die tiefste Passivität und die höchste Aktivität. Der Ruhepunkt liegt dort, wo wir als Einzelmenschen im tiefsten Seelengrund das Gnadengeschenk von Gott empfangen haben. Die Bewegung dagegen geht nach außen, sie ist sozial, politisch, weltreformerisch. Unser Christenglaube ist offenbar nur dann gesund, wenn ein völliges Gleichgewicht herrscht zwischen dem ruhenden Element unserer innersten Glaubensstellung, das von aller Arbeit nach außen völlig unabhängig ist, und dem vorwärtsdrängenden, weltumgestaltenden Element, der aktiven Arbeit an der Umgestaltung aller Lebensverhältnisse. Sobald aber dieses Gleichgewicht verschoben ist, kommen wir auf Abwege.

Tolstoi hatte etwas von dem vorwärtsdrängenden, weltumwälzenden Geist der Bergpredigt erlebt. Das gibt seiner Botschaft ihre große gewissenstweckende Kraft. Aber seiner Seele fehlte der unerschütterliche Grund des Gnadengeschenk. Wenn man seine „Beichte“ liest, in der er seine Bekehrung erzählt, so sieht man deutlich: die Gottesgewißheit, zu der er sich durchgerungen hatte, war kein fester Boden, der ihn trug; er mußte den Boden, auf dem er stand, gleichsam selbst jeden Augenblick schaffen und festhalten, indem er seinen Willen anstrengte, dem Luxus zu entsagen und für andere zu leben. Darum war sein religiöses Leben bis zuletzt eine furchtbare An-



strennung, die ihn innerlich zerrieb und bei der er immer wieder zusammenbrach. Mereschkowsky schildert Tolstoi in seinem letzten Buch „Vom Krieg zur Revolution“ als den „Tagelöhner Christi“, der mit der letzten Kraft einen steilen Abhang emporsteigt. Was von Tolstoi gilt, das müssen wir aber auch über viele weltreformistische Bestrebungen der heutigen Zeit sagen. All unser soziales und politisches Arbeiten ist ein nervöses Hasten und Jagen, das uns innerlich zermürbt, wenn nicht jeder von uns jeden Morgen aus dem Allerheiligsten kommt, wo der Gnadenstuhl Gottes steht, die Versöhnung mit Gott, der Friede unseres Gewissens. Nur wenn diese Ruhestellung jenseits aller Weltpolitik und alles sozialen Kampfes liegt, nur wenn sie uns ganz unabhängig von aller eigenen Anstrengung geschenkt ist, gibt sie uns den festen Boden, auf den gestemmt wir die Last der ganzen Welt heben können.

Aber nun kommt die andere Seite der Sache. Die Kirche und die ganze Christenheit, an der Tolstoi Kritik übte, lebt im großen und ganzen in dem entgegengesetzten Fehler. Und dieser ist vielleicht noch verhängnisvoller als der Irrtum Tolstois. Sie ruht auf dem Grund der Gnade, aber diese ist für sie nur eine Ruhestellung, nur die Grundlage ihres persönlichen Seelenfriedens, nicht ein Boden, auf den gestemmt sie an der Umgestaltung der Welt arbeitet.

Warum hat das lebendige Christentum, diese stärkste geistige Macht der Welt, an den beiden entscheidenden Kulturwendepunkten der neueren Zeit fast gänzlich versagt, beim Beginn der kapitalistischen Wirtschaftsordnung und im Weltkrieg? Beidemale hat das Christentum das allerdings große Werk des barmherzigen Samariters getan, der Öl in die Wunden der Menschen goß, die durch den Kapitalismus entrechtet oder durch den Krieg zerbrochen, halbtot am Boden lag. Die Christen sind barmherzige Samariter gewesen, aber nicht Propheten der Gerechtigkeit wie Jesaja, Hosea und Amos, die dem sozialen Elend und den politischen Mißständen ihres Volkes an die Wurzel griffen („Was soll mir das Geplärre eurer Lieder! Schafft den Waisen Recht und führt die Sachen der Witwen!“). Das Christentum wurde in die Defensive gedrängt. Es verlor seine Offensivkraft. Woher kam das? Es kam daher, daß man der Bergpredigt

ihre Kraft genommen hatte. Die grundstürzenden revolutionären Forderungen, in denen Jesus den Inhalt des Weltgewissens zusammenfaßte, sollten nach Jesu Willen wie ein Salz wirken, wie eine Lichtflamme im Halbdunkel, wie ein Sauerteig, der, wenn man nur ein wenig davon in die Teigmasse mengt, einen Gärungsprozeß hervorbringt, der nicht zur Ruhe kommt, bis der ganze Teig durchsäuert ist. Jesu Worte verloren ihre Salzkraft, weil man zwischen ihren Grundforderungen und den bestehenden Verhältnissen einen Kompromiß schloß. So entstand ein Verständigungsfrieden zwischen der Bergpredigt und dem Kapitalismus, zwischen der Bergpredigt und der Gewaltpolitik. Man sagte sich, die Bergpredigt sei undurchführbar, grundstürzend und staatsgefährlich, man müsse also Konzessionen machen und sich irgendwie in der bestehenden Staats- und Wirtschaftsordnung einrichten. So zog man sich auf die Ruhestellung des Christenglaubens zurück, auf das ewige Heil der Einzelseele und baute diese Ruhestellung dogmatisch aus. Das hat sowohl das Luthertum als der Pietismus getan. Sie haben beide aus der Unterscheidung zwischen dem Innenleben der Seele und der Arbeit an der Welt eine bequeme Theorie gemacht, als ob es möglich wäre, Friede der Seele zu haben, ohne nach Gottes Gebot an der Weltumgestaltung zu arbeiten. Man blieb in Ruhestellung liegen und beschäftigte sich nur damit, die Verwundeten, die vom Schlachtfeld des Erdenkampfes in den Unterstand gebracht wurden, zu verbinden und ihre Seelen auf den Himmel vorzubereiten. Die Lösung der sozialen und politischen Fragen hielt man für eine irdische Angelegenheit, in die man sich nicht einmengte, der man rein passiv gegenüberstand. Die Folge war das unnatürliche Bündnis des Christentums mit der Wirtschaftsordnung, die gerade zufällig in Geltung war. Dadurch verlor die Kirche die Fühlung mit der Volksseele. Dadurch setzte sich der Eindruck fest, Christentum und Klassenherrschaft gehören zusammen, der christliche Glaube sei nur dazu erfunden, um das Kapital zu stützen und die unterdrückten Klassen auf den Himmel zu vertrösten.

Der Krieg und die Revolution haben uns aus dieser Ruhestellung aufgeschreckt. Wir müssen aus dem Unterstand herausgehen und den

Sturm wagen, für den nach Jesu Willen die Ruhestellung nur als Basis und Ausgangspunkt dienen sollte. Jesus hat es nicht so gemeint, daß wir auf seinem Lebenswerk ausruhen und dem Gegensatz aus dem Weg gehen sollen, in dem die heiligen Ordnungen seines Reichs zu der harten Wirklichkeit des Menschenlebens stehen. Nachdem er der Freiheit eine Gasse gemacht hat, sollen wir ihm nachstürmen und den Zusammenstoß zweier Welten in seiner ganzen Schwere durchleben. Wir sollen mit ihm sterben, um mit ihm zu leben. Gewiß, wir können die Weltverwandlung nicht mit unserer Kraft herbeiführen. Sie tritt ein, wenn Gottes Stunde da ist. Dennoch kommt nach Jesu Meinung für den Anbruch der neuen Weltzeit etwas auf die Haltung der kleinen Gemeinde an. Denn diese ist dazu bestimmt, bis zum Kommen des Herrn das Salz und der Sauerteig der Welt zu sein. Der Sauerteig verwandelt die Leigmasse nicht mit einem Schlag. Aber er hat keine Ruhe, bis die ganze Masse durchsäuert ist. Wir können innerhalb der jetzigen Weltverhältnisse die Forderungen der Bergpredigt nicht einmal im kleinsten Umkreis, etwa in einer kommunistischen Republik, rein durchführen. So meint es Jesus offenbar auch nicht. Nur darauf kommt es ihm an, daß wir nicht aus dieser Not eine Tugend machen und das Recht aus ihr ableiten, ein für allemal einen Kompromiß zu schließen und uns in der Welt der Gewalt und des Existenzkampfes einzurichten. Damit kommt der Gärungsprozeß zum Stillstand, das Salz hört auf zu wirken, es ist dumm geworden. Jesus kommt aber offenbar alles darauf an, daß der Gärungsprozeß nicht aufhört, daß das Salz auf allen Gebieten des Menschenlebens ununterbrochen fortwirkt, daß die Frage nie still wird, das Problem nie zur Ruhe kommt, sondern immer neue Gärungen, Bewegungen und Kämpfe hervorbringt, so lange, bis die Spannung zwischen Gottesordnung und der Form dieser Welt so ungeheuer geworden ist, daß der Herr das Flehen seiner bedrängten Gemeinde erhören kann und die Weltverwandlung eintritt, die alle Probleme löst. Jesus wollte ein Feuer anzünden auf Erden. Wenn ein Funke in einen Wald hineingeworfen wird, so kann er nicht mit einem Schlag den ganzen Wald in Brand stecken; der Verbrennungsprozeß ergreift

zunächst nur einen kleinen Umkreis. Jesus will auch nicht, daß sofort die ganze Welt in Flammen stehe. Nur auf eins kommt es ihm an, daß das Feuer unaufhaltsam fortbrennt. Es darf also kein Wassergraben gezogen werden, der den Feuerbrand zum Stillstand kommen läßt und der immer weitergreifenden Flamme eine Grenze zieht. Jeder Kompromiß zwischen der Bergpredigt und der Gewaltpolitik dieser Welt ist ein Wassergraben, von einer menschlichen Feuerwehr gezogen. Durch jede derartige Begrenzung und Einschränkung der göttlichen Lebensbewegung dämpfen wir den Geist und halten das heilige Feuer auf, das flammen und weiterlodern soll bis zum Tag der großen Verwandlung.

Es kann nicht Friede werden, bis Jesu Liebe siegt  
Und dieser Kreis der Erden zu seinen Füßen liegt.



# Jesús der Herr

## Eine Tatsache und eine Forderung

Von Otto Schmick

In uns Menschen lebt ein unbändiger Freiheitsdrang. Immer wieder werden überkommene Bindungen mit Gewalt zersprengt: Familienfesseln, Standesfesseln, Staatsfesseln, Religionsfesseln. Wir wollen uns nun einmal durch nichts und durch niemanden vergewaltigen lassen. Die Menschheit gleicht auch in scheinbar ruhigen Zeiten einem feuerspeienden Berg, dessen unterirdische Gluten im verborgenen auf den nächsten Ausbruch lauern. Furchtbare Zerstörungen kennzeichnen den Weg des flüssigen Stroms, wenn er wieder einmal hervorgebrochen ist; aber der versteht den Sinn dieser unheimlichen Gewalten schlecht, der in ihnen nur eine Entfesselung der Höllmächte sähe. Nein, diese aus der Tiefe kommenden Erschütterungen und Umwälzungen sind auch unverkennbare Zeichen dessen, daß die Menschheit noch nicht zur Ruhe gekommen ist unter einem Regiment, das ihrem tiefsten Wesen entspricht. Sie kann sich nicht zufrieden geben, ehe sie ihren Herrn gefunden hat.

Brauchen wir Menschen denn einen Herrn? Sind wir nicht auf dem besten Wege, uns selbst zu regieren? Gilt es nicht als das Hochziel der einzelnen und der Völker, ihre eigenen Herren zu sein? Ja, das ist der Leitgedanke aller Weltverbesserer, und der wäre wahrlich schlecht beraten, der diesen Höhenflug zur Menschheitszukunft belächeln oder verachten wollte. Wir haben wirklich allen Grund, diesen durchgängigen Zug der Zeit ernst zu nehmen. Das aber verpflichtet zu strenger Prüfung. Es darf uns nicht so gehen wie den beiden unglücklichen Knaben in der rührenden Geschichte von Selma Lagerlöf, die auf dem Eise voller Sehnsucht einem Luftballon nachjagen, bis sie „mit emporgewendeten, freudestrahlenden Gesichtern und aufgehobenen Armen“ im offenen Fahrwasser versinken. Wir müssen die Dinge so sehen, wie sie sind. Denn nur die Wahrheit kann uns freimachen.

Wie sind denn die Dinge, wie sind die Menschen, wie sind wir

selber? Ist die Menschheit ein großes einheitlich in sich geschlossenes Ich, das weiß, was es will, und das diesen seinen Willen auch auf der ganzen Linie durchsetzen kann? Wir müssen ja blind sein, wenn wir unsere Augen verschließen vor dem trostlosen Widereinander der Völker. Und doch ist soviel Sehnsucht danach einem wirklichen Zusammenleben der großen Menschheitsfamilie; es werden soviel Versuche gemacht, den Bund der Völker zustande zu bringen, der uns vor den Schrecknissen neuer Kriege bewahren und der Gerechtigkeit auf Erden zum Siege verhelfen soll. Was fehlt uns denn eigentlich dazu, daß dieser wunderbare Traum Wirklichkeit wird? Es fehlt uns ein Mann, zu dem wir alle volles Vertrauen haben, mit dessen Willen das tiefste Gewissen der verschiedenen Rassen zusammenklingt, der aber auch die Macht in Händen hat, die nötig ist, um die Gewissenlosigkeit zu entwapfen. Er allein könnte der jammervollen Zerrissenheit der Menschheit ein Ende bereiten.

Und wie steht es innerhalb der Völker, wie steht es in unserem eigenen Volke? Kann unser Volk sich selbst regieren? Es will nicht mehr von oben herab regiert werden, das hat es deutlich gezeigt. Aber daß es, auf eigene Füße gestellt, nun wirklich dem Hochziel entgegengeht, das hat es noch nicht gezeigt. Wir wollen über die Schuldfrage gar nicht entscheiden, aber Tatsache ist jedenfalls, daß unser Volk zur Zeit alles andere ist als ein einheitliches geschlossenes Ich, das weiß, was es will, und seinen Willen innerhalb des ihm geliebten Machtbereichs auch zur Geltung bringen kann. Und doch ist auch in unserem Volke soviel Sehnsucht vorhanden nach einer wirklichen Gemeinschaft der Volksgenossen, es werden soviel Versuche gemacht, den inneren Frieden im Lande herbeizuführen, damit die Wunden des Volkskörpers sich schließen und die Kräfte des Volksgeistes sich austauschen können. Was uns auch hier fehlt, um ans Ziel zu gelangen, ist wieder ein Mann, zu dem alle Volksgenossen Vertrauen haben. Wir haben keinen Vertrauensmann des ganzen Volkes. Der Kaiser ist es nicht gewesen, und der Reichspräsident ist es auch nicht, obwohl die Mehrheit der Volksvertretung ihn gewählt hat. Kann es denn überhaupt einen solchen

Mann geben, dem die Herzen aller Volksgenossen unwillkürlich entgegenzuschlagen, weil sie unbedingtes Vertrauen haben zu seiner unparteiischen Hingabe an das allgemeine Wohl und zu seiner Kraft, diesen Willen auch zur That werden zu lassen? Warum glauben wir nicht recht an die Möglichkeit eines solchen Mannes, obwohl wir ihn so nötig haben? Aus keinem anderen Grunde, als weil wir unser eigenes Herz so gut kennen. Wir wollen es zwar oft nicht wahr haben, daß wir selber für andere nicht in jeder Beziehung vertrauenswürdig sind. Aber klar zutage liegt jedenfalls, daß die anderen uns nicht unter allen Umständen vertrauen. Und wie steht es denn eigentlich mit unserem Vertrauen zu uns selber? Ist das wenigstens in vollem Maße vorhanden, so daß wir uns jedenfalls selbst regieren können? Denn dazu, sich selbst wirklich zu regieren, gehört zuallererst ein unmittelbares Vertrauen zu sich. Der Mensch muß wissen, was er will, er muß ein einheitliches geschlossenes Ich in sich vorfinden, das nach einer ganz bestimmten Richtung zielt und nach keiner anderen, und das die widerstrebende Außenwelt nach seinem selbstherrlichen Willen zwingt. Der Mensch muß sich selber in der Gewalt haben, um sich beherrschen zu können. Wer von uns hat sich selber ganz in der Gewalt, wer kann wirklich sich selbst beherrschen? Keiner. Gewiß, mancher bildet sich ein, sein eigener Herr zu sein, und zeigt ein geschwollenes Selbstvertrauen. Aber die anderen glauben nicht daran, daß dies Vertrauen durch und durch echt ist, und er selber glaubt im Grunde auch nicht daran. So ist der stolze Turm der menschlichen Selbstgewißheit immer wieder in Gefahr, zusammenzustürzen. Und was für erschütternde Zusammenbrüche übersteigelter Zuversicht zu sich selber haben wir schon erlebt! In Wahrheit wissen wir ganz genau, daß wir oft genug mit uns selber im Streit liegen, daß Dämonen in uns lebendig sind, die dem Geiste immer wieder das Heft aus den Händen nehmen wollen und nicht selten auch wirklich aus den Händen nehmen. Wir gleichen zerrissenen Saiten, die keinen vollen Ton von sich geben, hin und her geworfenen Wasservogeln, die ihren eigenen Weg nicht wissen. Und doch lebt in uns allen eine tiefe Sehnsucht nach Einheit und Geschlossenheit, wir möchten unserer selbst ganz mächtig

sein und von nichts in uns und außer uns vergewaltigt werden, das unserem innersten Verpflichtetsein zuwider ist. Was brauchten wir nötiger als einen Mann, der unser ganzes Vertrauen hätte und der uns ebendadurch auch ein echtes Zutrauen zu uns selber gäbe, dessen Wille uns ganz in der Gewalt hätte, ohne uns zu vergewaltigen; ja der gerade dadurch, daß er uns im Innersten an sich bände, uns befreite von allem, was uns nicht wahrhaft zu uns selbst kommen läßt; der uns die Herrschaft über uns selbst gäbe, nach der wir verlangen und zu der wir uns doch nicht verhelfen können, der uns diese Herrschaft dadurch gäbe, daß er uns mit dem heiligen Müssen des freiwilligen Gehorsams gegen ihn selber erfüllte. Gibt es einen solchen Mann? Ja, es gibt einen solchen Mann.

### Wir haben einen Herrn

Jesus ist unser Herr. Warum ist Jesus unser Herr? Man könnte ja sagen, warum soll unter allen Menschen gerade dieser eine und kein anderer der sein, der das unbedingte Vertrauen aller verdient und auch die unbeschränkte Macht zur Verfügung hat, seinen Herrschervillen der Wirklichkeit aufzuprägen. Ja, so kann man sagen. Aber man ändert damit auch nicht das mindeste an der Tatsache, daß er und er allein einen unveräußerlichen Anspruch an jedes Ich, an jedes Volk, an die ganze Menschheit hat. Wenn wir es mit Goethe zu tun haben, so sind wir entzückt von der Süße seiner Lieder, der Tiefe seiner Gesichte, der Weisheit seiner Sprüche. Wir fühlen die eigentümliche Anziehungskraft seines hohen Geistes, aber der Mann unseres Vertrauens, dem wir die letzte Falte unseres Herzens bloßlegen möchten, dem wir die Gewalt der Ewigkeit abspüren, der Mann ist Goethe nicht. Wenn wir es aber mit Jesus zu tun haben, wenn wir uns einmal unbefangen dem Bilde der Evangelien von ihm hingeben oder wenn wir seinen Wirkungen in den Jahrhunderten nach ihm begegnen oder wenn er aus einem Menschen, mit dem wir zusammenleben, uns berührt, dann merken wir — zunächst vielleicht ganz leise, ganz ahnungsvoll —, daß hier eine völlig andere Luft weht als irgendwo sonst. Es ist schwer zu beschreiben, wie es ist, aber es ist und es wirkt.



Ein Mensch wie wir von Fleisch und Blut, mitten hinein gestellt in die Wunden und den Jammer dieses Daseins und doch von einem Hauch umwittert wie aus einer anderen Welt. Er stellt sich nicht über die Menschen, mit denen er zusammen ist, sondern macht sich ihnen gleich, und doch steht er über ihnen und ist ihnen ganz und gar ungleich. Er umfaßt das Elend um ihn herum mit helfenden Armen und macht doch gar kein Wesens von seinem Wohltun, er spricht Worte voll schneidender Schärfe und erregt doch keinen Widerwillen der Gewissen. Man versteht vielleicht längst nicht alles, was aus seinem Munde kommt, man kann vielleicht manches nicht recht glauben, was von ihm berichtet wird, aber wenn man der innersten Stimme gehorcht und dem wahrsten Gefühl folgt, dann geht man mit dem heimlichsten Herzen auf ihn zu und umfängt ihn mit jenem unsagbaren Ja des ganzen Menschen, das wir Vertrauen heißen. Und das wunderbare ist, je näher man ihm kommt, je genauer man ihn kennen lernt, je besser man Zugang gewinnt zu seinem verborgenen Wesen, um so größer wird das Vertrauen, um so mehr wächst die Zuneigung des eigentlichen Ich. Und das alles, obgleich man gewahr wird, daß er einen besser kennt, als man selber sich kennt, daß man von ihm durchschaut wird in den Dingen, die man vor jedem fremden Auge verdeckt hat, daß man in seiner ganzen Vertrauensunwürdigkeit nackt und bloß dasteht vor der durchdringenden Gewalt seines Blickes. Je näher man ihm tritt, um so größer wird der Abstand zwischen ihm und einem selber; aber man wird durch dies Erlebnis nicht von ihm entfernt, sondern an ihn gefesselt mit jener unsichtbaren Bindung, die stärker ist als alle irdische Gewalt.

Man geht mit ihm seinen Gang vom Eintritt in das irdische Dasein an, und man empfindet etwas davon, daß er aus der Ewigkeit hineingekommen ist in die Zeitlichkeit, daß er, obwohl herausgewachsen aus der besonderen Geschichte eines bestimmten Volkes und einer bestimmten Zeit, von Uraufgang verbunden war mit der Existenz von allem, was existiert, man begleitet ihn durch die Jugendjahre, die mit einem Schleier verhüllt sind, der nur einmal sich lüftet, um den hellen Glanz Gottes einen Augenblick aufleuchten zu

lassen, man wandert mit ihm zum Läufer an den Jordan, wo er sich mit den Massen unter die Schuld des Volkes beugt und getauft wird mit dem Geiste des Vaters, man steht von ferne, als er seinen Kampf kämpft mit dem Feinde Gottes und der finsternen Macht die Übermacht des Vaters entgegensetzt, man folgt ihm durch die Fluren Galiläas, als er die frohe Kunde vom Anbruch der Gottesherrschaft ausruft und die dämonischen Gewalten mit der Sieggewalt des Geistes bricht, man sieht hinein in seinen Umgang mit den Menschen, seine seelsorgerliche Zartheit, seine unbestechliche Sachlichkeit, seine unerbittliche Strenge und sein mitfühlendes Erbarmen, man hört Worte wie Glockenklänge aus der Ewigkeit, die das Heimweh der Seele nach dem verlorenen Paradiese wecken, man sieht Taten wie unglaubliche Verheißungen einer ganz neuen Ordnung der Dinge, die allem Widerspruch der gewöhnlichen Erfahrung zum Trotz einen schwer zu beseitigenden Wirklichkeitsgeruch an sich tragen, man wird mit vielem noch nicht fertig, was man sieht und hört, aber nichts von allem, was man sieht und hört, ist imstande, das Vertrauen zu lähmen, es wächst mit dem Zusammenleben ins Unbedingte.

Je schmaler der Weg wird, je dunkler die Zukunft, um so vertrauenswerter wird der Mann, der den Weg geht, von keiner Zukunft bezirrt. Und als der Weg ganz schmal wird, als er hinabführt in die dunkelste Tiefe, da wird das Licht, das aus dem Dunkel leuchtet, am hellsten. Gethsemane und Golgatha, das sind die Stätten, wo das Vertrauen zu Jesus so geboren wird, daß es durch nichts wieder verloren gehen kann. Da ist gar nichts von Machtentfaltung zu sehen, äußerste Ohnmacht, völliger Verzicht auf alle Mittel des Herrschens, gänzliche Preisgegebenheit des Vertrauens an die Untreue. Aber wunderbarerweise, aus diesem Todesgang kommt das Leben heraus, das kein Tod mehr töten kann, aus diesem Verzicht auf alle Gewalt geht der hervor, dem alle Gewalt gehört im Himmel und auf Erden, aus diesem wehrlosen Ausgeliefertsein an die höllischen Gewalten tritt die Treue Gottes ans Licht, die jeder Untreue trotzt. Wir stehen am leeren Grabe, wir gehen mit den hoffnungslosen Jüngern über Feld, und wir erleben mit, wie ihnen

der Auferstandene begegnet und ihre Traurigkeit in Freude verwandelt. Wir sehen ihm nach mit der Schar seiner Getreuen, als er aufgenommen wird in die Unsichtbarkeit des Vaters, und wir warten mit ihnen der Verheißung des Geistes, bis der Tag der Erfüllung naht. Und das alles, obwohl die Zeiten sich geändert haben und das Weltbild sich gewandelt hat, er aber hat sich nicht geändert und gewandelt; alles was er getan und geredet hat, ist vorzeiten getan und geredet worden, und doch wird das Vergangene zur Gegenwart, wenn wir die tiefste Fühlung des Geistes mit ihm gewinnen. Wir werden hineingenommen in die Gleichzeitigkeit mit ihm und werden der Zeitlosigkeit seines Herrschertums inne. Es erfüllt jede Gegenwart und alle Zukunft. Noch ist es nicht offenbar in seiner ganzen Herrlichkeit, noch ist die Schar derer gering, die in Wahrheit wissen, daß ihm und keinem anderen der Thron der Weltherrschaft gehört; aber es ist nur eine Frage der Zeit, dann wird aller Widerstand entmächtigt sein, alle Gewalt zu seinen Füßen liegen, die Vergänglichkeit aufgehoben sein in Unvergänglichkeit und er selber erscheinen in der Machtfülle Gottes.

Dann wird der Weltfriede Wirklichkeit werden, wenn der Gekreuzigte aus der Unsichtbarkeit des Vaters heraustritt und die zertrennten Völker sammelt zu einer Herde unter einem Hirten. Dann wird auch die Kluft zwischen den Klassen endgültig sich schließen, denn alle Gegensätze werden aufgelöst sein in der Einheit einer Führung, die vom Vertrauen aller getragen ist. Und auch der unheimliche Zwiespalt, der durch jedes Einzelleben geht, wird aufgehoben sein in einer neuen Daseinsform, die vom Geiste allein ihr Gepräge erhält. Für jedes nüchterne Urteil ist es klar, daß dies alles nicht ohne eine schöpferische Umgestaltung unserer gesamten Existenzbedingungen geschehen kann. Und die wird auch kommen. Wenn Gott einmal seine Weltumwälzung ins Werk setzen wird, dann werden wir eine Veränderung erleben, gegen die eine Staatsumwälzung wie die, in der wir stehen, ein Kinderspiel ist. Diesem einschneidendsten Weltereignis gehen wir entgegen. Der Herrscher der Zukunft ist schon vorhanden. In der Unsichtbarkeit des Vaters wartet er auf seine Stunde. Aber alles, was in der Sichtbarkeit geschieht, ist hin-

gerichtet auf sein Hervortreten. Seine Herrschaft ist unausrottbar verankert in der Menschheitsgeschichte, das Blut, das auf Golgatha geflossen ist, sichert dem, der es hergegeben hat, einen unverjähren Herrschaftsanspruch, der Geist des unvergänglich Lebendigen, der ausgegossen ist auf seine Gemeinde, ist das Unterpfand der Vollendung. Nichts im Himmel und auf Erden kann die Tatsache aus der Welt schaffen, die feststeht, ob viele oder wenige sie anerkennen: Wir haben einen Herrn. Jesus ist unser Herr. Diese Tatsache aber wird angesichts der Lage, in der wir uns befinden, ohne weiteres zu der Forderung

### Jesus soll unser Herr sein

Was bedeutet das? Das bedeutet zunächst: festen Fuß fassen in seinem Herrschaftsbereich, soweit er schon vorhanden ist in der Menschheitsgeschichte; das bedeutet weiter: der kommenden Verwirklichung seiner Herrschaft entgegenleben, sich mit seiner ganzen Existenz einstellen auf das Vollkommene mitten in dem Stückwerk, das uns umgibt und das wir nicht eigenmächtig abschaffen können. So wird aus der unendlichen Gabe, die bereits empfangen werden kann, eine unendliche Aufgabe, die noch zu lösen ist. Weil wir einen Herrn haben, geht es gar nicht anders: wir müssen für ihn da sein.

Das bedeutet für das persönliche Leben jedes einzelnen: Bruch mit allem, was dem Willen dessen widerspricht, dem wir gehören. Weg mit aller Unwahrhaftigkeit, die uns im Innersten vergiftet und alles wirkliche Vertrauen tötet. Aufräumen mit den Lügenresten unserer Vergangenheit, die wie ein Bann auf unseren Gewissen liegen, daß wir der Wahrheit nicht ins Auge schauen können. Weg mit aller Unreinheit, die uns Leib und Seele besudelt und die feinste Spannkraft unseres Geistes lähmt. Abtun aller zweifelhaften Verhältnisse und Verbindungen, die uns in die Sklaverei des Triebens verstricken, daß wir der edelsten Freiheit verlustig gehen. Man kann gar nicht radikal genug sein, wenn es einen Schnitt gilt, der einen ein für allemal trennen soll von dem Dienst der Lüsterheit. Das heißt nicht Verachtung des Leibes predigen.



Heiligung des Leibes lautet die Lösung. Unzucht ist Götzendienst mit der dem Tode verfallenen Leiblichkeit. Zucht ist Dienst Gottes mit dem Leibe, den er gegeben hat und den er einmal erlösen wird von dem Fluch der Vergänglichkeit. Darum der Leib nicht der Unzucht, sondern dem Herrn! Die beiden gehören zusammen um des Geistes willen, der uns mit dem Herrn zur Einheit verbindet.

Jesus soll unser Herr sein! Das bedeutet ferner für das Einzelleben: Wir gehören nicht mehr uns selbst, wir haben darum auch nicht mehr über unseren Lebensweg zu verfügen. Wir treten unter die Führung dessen, dem wir zu eigen sind. Das gibt dem selbstherrlichen Plänemachen des Berufs Ehrgeizes den Todesstoß. Wir brauchen nicht zu fürchten, unsere Gaben und Kräfte kämen nicht zur Entfaltung und Verwertung, wenn wir selber das Steuer unseres Lebens aus der Hand geben. Aber allerdings, wir machen unser Leben auf diese Weise wahrscheinlich viel schwerer und leidvoller, als es ohne den Verzicht auf alle eigenwillige Gestaltung vielleicht werden würde. Dafür wird es aber auch in einem ganz anderen Sinne fruchtbar, als es geworden wäre, wenn wir für uns selbst gelebt hätten, statt für den, der im Leben und im Tode unser Herr ist.

Jesus soll unser Herr sein! Was bedeutet das für das Leben in der Volksgemeinschaft? Es bedeutet Dienst an der Stelle, wo man steht, und mit dem Pfund, das man empfangen hat. Es bedeutet nicht Volksdienst in dem Sinne, als wäre das Volk unser Herr; diese Auffassung führt in dieser oder jener Form zum Götzendienst mit dem Volke. Uns aber ist der Dienst Gottes an unserem Volke befohlen. Wer aber Gott dient, kann nicht zugleich dem Mammon dienen. Daraus ergibt sich für die Getreuen Jesu die Kampfstellung gegen den Mammonismus in jeder Gestalt. Der Bodentwucher, der die Wohnungsnot mit ihrem leiblichen und seelischen Elend auf dem Gewissen hat, das Alkoholkapital, das um schnöden Gewinnes willen das Familienleben zerstört, der Bordell- und Kintoteufel, der aus der Gemeinheit ein Geschäft macht zum Verderben der Volksseele, ja, das seinem eigenen Trieb überlassene Kapital überhaupt, — das alles sind Mächte, mit denen wir uns

gefühlsmäßig im Kriegszustande befinden, wenn Jesus unser Herr ist. Wie weit wir uns an dem organisierten Kampf gegen diese Volksfeinde zu beteiligen haben, läßt sich nicht im voraus sagen. Wir bilden uns ja nicht ein, wir könnten durch eine umfassende Reformbewegung die Gesellschaft von diesen Erbübeln befreien; sie werden erst durch die kommende Welterneuerung Gottes wirklich beseitigt werden. Aber diese Erkenntnis entbindet uns nicht von der Verpflichtung, alles, was in unsern Kräften steht, daranzusetzen, um die Flut des Unheils einzudämmen, die sich aus diesen trüben Quellen in unser Volksleben ergießt und den Boden verwüstet, auf dem sich die Herrschaft unseres Herrn entfalten soll. Seine Herrschaft wird einmal der ganzen gegenwärtigen Ordnung der Dinge ein Ende bereiten. Wir dürfen sie darum mit keiner irdischen Wirtschaftsordnung in eins setzen, auch nicht mit der sozialistischen. Aber daß zwischen der Herrschaft Jesu und dem Geist der kapitalistischen Wirtschaftsordnung eine deutlich fühlbare Spannung besteht, ist nicht zu bestreiten. Und diese Spannung muß auch in der Lebensführung derer, die Jesus angehören, zum Ausdruck kommen. Ihnen klingen seine furchtbaren Warnungen vor der religiösen Lebensgefahr des Reichtums im innersten Gewissen, darum bekommt ihr Lebensstil ganz von selber das Gepräge einer freiwilligen Armut. Jesus soll unser Herr sein, das heißt auch: wir wollen nicht reich werden, um uns alles mögliche leisten zu können, sondern wir wollen das uns anvertraute Geld und Gut verwalten als Haushalter unseres Herrn, dem wir Rechenschaft schulden. Eigentum ist nicht Diebstahl, aber Eigentum ist Lehen. Jesus soll auch der Herr unseres Besitzes sein. Gehört er ihm, so gehört er auch den anderen in dem Maße, als es der Dienst erfordert, den wir zu leisten haben. Das sei unser Sozialismus.

Jesus soll unser Herr sein. Das bedeutet weiter für das Leben in der Volksgemeinschaft: Gegensatz gegen allen Parteigeist. Jesus steht über den Parteien, er ist reich über alle, die ihn anrufen. Darum dürfen wir uns keiner politischen oder kirchlichen Partei verkaufen, heiße sie wie sie wolle. Wohl dürfen wir — gegebenenfalls — einer Partei angehören, und es ist durchaus nicht gleichgültig,

sondern eine Frage der persönlichsten Gewissenhaftigkeit, welcher Partei wir uns anschließen, wenn wir uns überhaupt einer bestimmten Partei anschließen. Aber niemals darf unsere Zuneigung zu einer Partei uns verschließen gegen die andern Volksgenossen, am wenigsten gegen die, die mit uns unter der Fahne desselben Königs kämpfen. Das wäre Verrat an unserem Herrn und an unserem Volke. In einer Zeit, wo die Parteiverblendung allenthalben in Blüte steht, müssen wir uns ganz besonders hüten, in diese heimliche Menschenknechtschaft zu geraten. Der Geist Jesu verträgt sich schlecht mit der Herrschaft der Schlagworte und der Suggestion der Presse. Am wenigsten aber verträgt er sich mit der politischen und kirchlichen Unbußfertigkeit, die der Fluch jedes Parteitreibens ist. Wo Jesus der Herr ist, da regiert die Wahrheit und die Liebe, und die Parteischablonen verblassen. Wir kennen nur eine Partei, das ist seine Partei, und diese Partei ist keine Partei, denn sie umfaßt alles, was sich seiner Herrschaft beugt, ohne jeden Unterschied der irdischen Parteistellung.

Jesus soll unser Herr sein. Was bedeutet das endlich für das Zusammenleben der Völker? Es bedeutet den Gegensatz gegen allen Nationalismus gröberer oder feinerer Färbung, d. h. gegen alle Verherrlichung des eigenen Volkstums auf Kosten der anderen Völker. Weite Kreise unserer Gebildeten und zuzeiten auch die Volksmassen haben an dieser moralischen Überhebung gekrankt, und ein großer Teil der Menschheit krankt noch an ihr. Diese Rasseneitelkeit wurzelt tief im Selbsterhaltungstrieb der Völkerindividualitäten und ist darum durch keinen Pazifismus auszurotten. Aber wer sich zu Jesus als seinem Herrn bekennt, für den ist durch das Kreuz auf Golgatha die Welt gekreuzigt und er für die Welt. Damit ist allem nationalen Dünkel das Todesurteil gesprochen, und dieses Gericht über den Nationalismus muß sich unmittelbar auswirken in unserem Denken über die anderen Völker und im Umgang mit den Gliedern fremder Volksgemeinschaften. Wir sind allen Menschen Wahrheit und Liebe schuldig, denn wir haben einen Herrn, dem alle Völker gleichermaßen gehören. In diesem Geiste haben unsere Missionare die nationalen Grenzen überschritten: „Es ist

kein Preis zu teuer, es ist kein Weg zu schwer, hinauszustreuen ein Feuer ins weite Völkermeer“, in diesem Geiste wollen wir uns innerlich zusammenschließen in einer Stunde, wo wir als Volk unter dem Fluch des Nationalismus — des eigenen und des fremden — leiden wie nie zuvor und wo die Versuchung zu Haß und Rachegefühlen vielen deutschen Herzen so nahe liegt. Wir wollen daran denken, daß unser Herr in einem Volke lebte, das unter Fremdherrschaft stand, und daß er nicht den messianischen Krieg gepredigt hat, wie die Zeloten seiner Zeit. Wir wollen auch nicht vergessen, daß unser Herr in den Tagen seines Fleisches ein Jude gewesen ist. Das ist ein unüberhörbares Warnungszeichen wider allen antisemitischen Fanatismus. Aber wir brauchen und sollen darum keine Juden werden. Denn wir sind Deutsche. Jesus soll unser Herr sein, das bedeutet nicht, daß wir uns in die Knechtschaft des Judentums begeben müssen. Im Gegenteil. Wie es den Gegensatz gegen allen Nationalismus bedeutet, so bedeutet es auch den Gegensatz gegen allen Internationalismus größerer oder feinerer Färbung, d. h. gegen die Verherrlichung des Menschheitsgedankens auf Kosten des eigenen Volkstums. Jesus nimmt uns nicht heraus aus Heimat und Vaterland, um uns in ein allgemeines Menschheitsparadies zu verpflanzen, sondern seine Herrschaft umfaßt uns inmitten unserer Volksgemeinschaft, in die wir durch das Schicksal unserer Geburt hineingestellt sind und die wir nicht zugunsten der Menschheitsidee verleugnen dürfen. Wie es einen Götzendienst mit dem eigenen Volke gibt, so gibt es auch einen Götzendienst mit der Menschheit. Der eine ist so schlimm wie der andere. Beide Male fällt man in einen Abgrund. Es gibt aber einen schmalen Weg zwischen dem Abgrund des Nationalismus und dem Abgrund des Internationalismus. Das ist der Weg der Nachfolge Jesu. Jesus soll unser Herr sein. Darum erwarten wir weder, daß die Welt am deutschen Wesen genesen wird, noch daß sie an ihrem eigenen Wesen genesen wird, sondern die einzige Hoffnung der Menschheit, der Völker wie der einzelnen, ist das kommende Reich unseres Herrn. Alle anderen Versuche, die Menschheit unter einer einheitlichen Führung zusammenzufassen, sind



von vornherein zum Scheitern verurteilt, darum wird auch der Völkerbund, so sehr er zur Zeit eine gegebene Form des zwischenstaatlichen Zusammenlebens sein mag, auf die Dauer doch auslaufen in eine Völkerkatastrophe. Die Organisation der Menschheit ohne ihren Herrn wird mit innerer Notwendigkeit eine Hochflut der Christusfeindschaft heraufführen, die sich wie eine Sturzwelle über die Gemeinde Jesu ergießen wird. Dann wird das Wort wahr werden: „Ihr müßt gehaßt werden von allen Völkern um meines Namens willen.“ (Matth. 24, 9.) Eine internationale Leidens- und Verfolgungszeit wird anbrechen für die Bekenner des Gekreuzigten. Dann wird die Mannentreue seiner Schar die Blutprobe zu bestehen haben.

Damit sie unter solchem Druck nicht versagt, muß sie schon jetzt entschlossen sein, um jeden Preis bei ihm auszuharren. Das kann sie aber nur, wenn sie es ganz ehrlich mit ihm meint. — Im ersten Buch der Chronik (12, 16—18) wird eine ergreifende Episode aus der Frühzeit Davids berichtet. Unter denen, die sich um den künftigen König sammelten, erschien auch eine Gruppe seiner engeren Landsleute, Angehörige der Stämme Juda und Benjamin. David ging heraus zu ihnen und fragte, ob sie im Frieden zu ihm kämen, um ihn zu helfen, oder mit List, um ihm zuwider zu sein. Je nachdem werde sein Herz mit ihnen sein oder werde er sie dem Strafgericht Gottes überantworten. Da — so wird erzählt — ergriff der Geist den Hauptmann von den Dreißigen, Amasai, und er rief aus: „Dein sind wir, David, und mit dir halten wir's, du Sohn Isais. Friede, Friede sei mit dir! Friede sei mit deinen Helfern! Denn dein Gott hilft dir.“ Daraufhin „nahm David sie an und setzte sie zu Häuptern über die Kriegersleute“.

So wollen auch wir uns in dieser entscheidungsvollen Zeit zu einer heiligen Kampfgenossenschaft verbinden und uns unserem König von ganzem Herzen zur Verfügung stellen: Dein sind wir und mit dir halten wir's, du sollst unser Herr sein, Jesus Christus, heute und in Ewigkeit.

## Gott oder Jesus?

Zinzendorfs Lösung dieser Frage in ihrer Bedeutung für uns

Von Gerhard Reichel

Wie wird Jesus mein Herr, so wahrhaftig, so ausschließlich, so lebendig, wie es ihm zukommt und wie es mein Daseinszweck erfordert? Dieser Frage möchte ich dienen, wenn ich heute von einer besonderen Schwierigkeit rede, die ich lange aufs stärkste empfunden habe und die sicher auch manchem der Kommilitonen not macht. Es ist mit einem Wort die dadurch hervorgerufene Schwierigkeit, daß das Wesentliche eines wirklichen Herrenverhältnisses seine Ausschließlichkeit ist. Wenn ich einen in Wahrheit meinen Herrn nenne, so hat das seinen vollen Sinn nur, wenn ihm objektiv die absolute Verfügung über mich zukommt, und wenn ich sie ihm auch subjektiv schlechtthin einräume; wenn ich tatsächlich von ihm allein abhängig bin und keine Gewalt Himmels und der Erde ihm diese Macht streitig machen kann und ich auch persönlich einzig von ihm abhängig sein will. Wir können auch so sagen: Das Wort Herr bedingt den Singularis. Jeder Pluralis hebt das Herrenverhältnis im Wollsinn auf; niemand kann zweien Herren dienen. Aus dieser Ausschließlichkeit des Herrenverhältnisses ergibt sich die Schwierigkeit: Kann ich neben Gott noch einen anderen meinen Herrn nennen? Kommt Gott dieses Prädikat nicht einzig zu? Ist das, was sich uns als eine Definition des Herrenverhältnisses ergab, nicht eben auch eine Umschreibung dessen, was Gott mir ist? Der, von dem ich ganz abhängig bin und einzig abhängig sein möchte. An einem Punkt wird uns diese Schwierigkeit praktisch noch besonders fühlbar werden, beim Gebet, wenn es auch im Grunde durchaus nicht ein Spezialfall ist, sondern einfach die Sache selbst ist. Denn was heißt beten anderes, als einen in Wahrheit Herr heißen, ihm all das Meine übergeben und alles aus seiner Hand nehmen, seinem Willen mich unbedingt beugen und ihm meinen Willen hingeben, mich ihm immer wieder ausliefern? Und da entsteht wieder die Frage, Gott oder Jesus?

Wenn wir nun bei dieser Frage einen Augenblick verweilen, so liegt es für mich als Historiker, aber auch für uns alle auf dem geschichtlichen Boden, auf dem wir stehen, nahe, mit dieser Frage an den Mann heranzutreten, der leidenschaftlich wie nur einer sich zu Jesus als seinem Herrn bekannt hat.

Ich war ein Zinzendorf. Die sind nicht lebenswert,  
Wenn sie ihr Leben nicht zu rechten Dingen brauchen.  
Drum hat die Sorge mich beinahe ganz verzehrt,  
Zu früh und ohne Nuß der Menschheit auszurauchen.  
Nun heiß' ich gar ein Christ: — Verdoppeltes Gesetz!  
Die Christen dürfen nicht verbrennen ohne Leuchten.  
Der Glaube, der nichts tut, ist ein verdammt Geschwätz  
Und muß Vernünftigen als unvernünftig deuchten.  
Drum nahm ich diesen Schluß von Kindesbeinen an:  
Mit Jesu, den sein Volk den Ehrenkönig nennet,  
Zuvörderst aus dem Buch der Ehren ausgetan;  
Danach vor aller Welt für seinen Knecht bekennet.

Da ist mein offnes Herz, du kennest mich von innen;  
Herr! wallt' ein Tropfen Bluts durch meiner Adern Bach,  
Der dir nicht eigen ist, den treffe deine Rach'.  
Mein ganzes Herz ist dein, die ganze Kraft der Sinnen,  
Und der erlöste Geist ist dir zum Opfer recht.  
Der Mensch mit Leib und Seel' ist ewiglich dein Knecht.

Hat Zinzendorf denn die Schwierigkeit, von der wir sprachen, nicht empfunden? Ganz gewiß. Schon vor dem 8—9 jährigen Knaben stand dieses Problem und hat ihn bewußt und unbewußt gequält. Und die Lösung, die er für seine Person gefunden hat, ist eines der charakteristischsten Momente seiner religiösen Anschauung. Schon in der frühesten Kindheit — Zinzendorf sagt: „Fast mit dem natürlichen Leben zugleich“ — war der Gemütsanschluß an die Person Jesu erfolgt. Zinzendorf besann sich noch lebhaft auf einzelne in dieser Richtung entscheidende Momente seiner Kindheit.

Einer blieb ihm in besonders deutlicher Erinnerung. Sein erster Hauslehrer, Christian Ludwig Edeling, ein Hallenser, der ihn von seinem dritten bis sechsten Jahr unterrichtet hatte, nahm in der gewöhnlichen Abend-Beistunde von ihm Abschied. „Er gebrauchte sich dabei zarter Ausdrücke von meinem Heilande und seinem Verdienste und was Weise ich ihm angehörte; die waren mir so aufgeschlossen, lebhaft und eindringende, daß ich in ein langwieriges Weinen geriet und unter demselben fest beschloß, lediglich vor den Mann zu leben, der sein Leben für mich gelassen hat.“ Der sollte sein Herr sein, der sich so ritterlich für uns eingesetzt hat. Ihm wollte er leben. „Die Noblesse seines Gemütes erhebt den Heiland bei mir über alles. Die hat mich zum Proselyten gemacht, aber kein theologischer Beweisgrund. Denn das ist das Nobelpste, das man sich denken kann, daß der Schöpfer für seine Kreatur gestorben ist.“ Hingerissen von einer Liebe, die sich für uns verblutet hat, will er nun auch für sie da sein. Mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines empfindsamen Gemütes, seines ritterlichen Willens ergreift er diesen Gedanken. Damit war ein Ton in seinem Leben angeschlagen, der nicht mehr verklungen ist, eine Saite war in seinem Herzen berührt, die fortschwang. Es zog ihn unwiderstehlich zu dem Mann am Kreuz, zu der über alles liebenswerten Person des Heilandes. Ohne ihn von Gott zu unterscheiden, findet das Kind in ihm das Objekt seiner religiösen Verehrung. Die alten Kirchenlieder mit ihrem naiven religiösen Modalismus unterstützten ja auch direkt diese Gleichsetzung: „Ach Herr, du Schöpfer aller Ding, wie bist du worden so gar gering. O große Not, Gott selbst liegt tot, am Kreuz ist er gestorben. . . .“

Da kam plötzlich ein Schwanken über sein Empfindungsleben. Es kam über den Darlegungen des Religionsunterrichtes, denen der 8—9 jährige mit all der Aufgeschlossenheit eines religiös empfänglichen Herzens, aber zugleich auch mit der bohrenden Skepsis eines kritischen Verstandes folgte. Die Lehre von Gott, von der Welt-schöpfung traten an ihn heran und regten sein Denken an. „Bei Gelegenheit der theologischen und philosophischen Lektionen regten sich in meinem Gemüt sehr harte Anfechtungen . . . die raffinierte-



sten Ideen der Atheisten entspannen sich von selbst in meinem Gemüthe. Die Argumenta atheistica waren in meinem Kopf alle auf die beste arrangiert. Ich hatte unüberwindliche Skrupel und kann wohl sagen, daß, was ich hernach von den allerfeindseligsten und hämißlichsten Argumenta circa existentiam Dei vorbringen hörte, mir keine Satisfaction bot, weil noch Keiner mein Argument berührt, welches aber auch noch niemand widerlegt hatte, ungeachtet ich in den stärksten Schriften mich danach umgesehen.“ Wir hören hier von diesem Argument nichts Näheres. Aber wenn er im „*Teutschen Sokrates*“ davon spricht, er habe daran, daß jemand sei, der alles gemacht hätte, nicht gezweifelt, bis ihm im achten Jahr der Gedanke gekommen wäre: „Ob sich eine Sache nicht selbst machen könnte?“ Und wenn er an anderer Stelle davon spricht, daß es sich um „die Materie von Gott und Natur“ gehandelt hätte, so fällt doch genügendes Licht auf die kindlichen Gedankengänge. Es mögen Fragen gewesen sein, wie sie der nackte Rationalismus des erwachenden kindlichen Denkens mit besonderer Vorliebe in aller Rücksichtslosigkeit stellt. War Gott wirklich? Man hatte ihm gesagt: Es muß jemand sein, der die Welt geschaffen hat; jedes Haus hat seinen Baumeister. Aber wer hat dann Gott geschaffen? Da nimmt man ja doch ein anfangloses, ewiges Wesen an. Warum kann es die Welt, die Natur nicht selbst sein?

Aber es war doch noch etwas anderes, was mitspielte und dem Kinde damals Qual bereitete. Und das ist das für uns hier Wichtigere. Es waren nicht bloß Verstandeszweifel, die an dem Dasein Gottes nagten. Es war auch ein Zwiespalt seines Gemüthes, in die ihn der Religionsunterricht mit seiner Gotteslehre hineinbrachte. Hier standen zum erstenmal Gott und Jesus als zwei deutlich unterschiedene Personen gegenüber, und im Unterschied von der unbefangenen, praktischen Gleichsetzung, wie sie ihn in dem religiösen und kultischen Leben bisher umgeben hatte, wurde hier Wert darauf gelegt, sie zu unterscheiden. Das bereitet ihm Noth. Da, wo Zinzendorf auf diese kindlichen Zweifelsnöthe zu sprechen kommt — und er tut es mehrfach —, tritt deutlich hervor, daß zugleich ein solcher Zwiespalt des Gemüthes mit im Spiele ist. Er

erzählt uns, man habe ihm von Jugend auf gesagt, daß der Herr Jesus sein Heiland sei, und daß man ihm nachfolgen müsse, nicht sowohl der künftigen Seligkeit als der Dankbarkeit, der Liebe wegen, die er für uns gehabt. Man habe aber vergessen, ihm gründlich beizubringen; „daß ein Gott ist“. Nun sah er sich plötzlich diesem Gott gegenüber, der sein Schöpfer sei, dem er sein ganzes Sein verdanken sollte, der dann aber auch ein Herrenrecht an ihn hatte, der sein ganzes Sein von ihm fordern konnte. Das brachte einen Zwiespalt in das Kindesherz. Von dem Jesus kam er nicht mehr los. Sein „Herz hing am Heiland“, so daß er „vielmals dachte, wenn's möglich wäre, daß ein anderer als er Gott sein oder werden könnte“, so wollte er „lieber mit dem Heiland verdammt sein als selig mit einem anderen Gott“. „So stark der Skeptizismus in dieser zarten Kindheit mit meinen Gedanken rang, so weit blieb er mir vom Herzen, welches voll Liebe zu Jesu war. Ich negligierte allen Zweifel circa existentiam patris, weil mir wohl unter den Blumen ein filius ant[e patrem] — so nannten die Alten die Herbstzeitlose, weil die Samenkapsel bis zum Mai 'in der Zwiebel verborgen ist; dann kommt sie hervor und steht im Sommer mit den Blättern frei da, so daß, auf den Lauf eines Jahres gesehen, die Frucht im Frühjahr vor der Blüte im Herbst zu kommen schien — ein filius ante patrem bekannt war, nach Menschenenerfindung, aber in der Gottheit nicht glaublich schien. Denn daß der Sohn Gottes mein Herr sei, das wußte ich, so gewiß ich meine fünf Finger wußte.“ So blieb sein religiöses Verhältnis zu Jesus unangetastet. Und es sollte ihm unangetastet bleiben. Er wollte es sich nicht stören lassen. „Was ich glaubte, das wollte ich, was ich dachte, war mir odios. Und ich faßte damals gleich den festen Entschluß, den Verstand in menschlichen Dingen so weit zu brauchen, als er langte, und mir ihn so weit ausklären und schärfen zu lassen, als es nur immer damit könnte getrieben werden, im Geistlichen aber bei der im Herzen gefaßten Wahrheit zu bleiben.“ Und „so hatten die seitdem immer wiederkommenden Spekulationen und Vernunftschlüsse keine andere Gewalt bei mir, als mich zu ängstigen und mir den Schlaf zu verderben, auf mein Herz aber nicht den geringsten Af-

feßt.“ Es war ein Stück dieser Willensentscheidung, wenn er sich vornahm, sich erbaulich zu beschäftigen und sich nach religiöser Gemeinschaft mit Gleichaltrigen umzusehen. „Weil nun in vorbesagtem neunten Jahr bei Gelegenheit der theologischen und philosophischen Lektionen sich in meinem Gemüte sehr harte Anfechtungen regten, so erweckte Gott durch diese in aller Stille übertragenen Sichtungen zugleich den Entschluß, damit das Leben in keiner Spekulation, die eitel und bodenlos wäre, unnütz und ängstlich verzehrt würde, mich erbaulich zu beschäftigen und mich mit demjenigen, der doch unerforschlich bliebe, in eine so selige Vertraulichkeit einzulassen, daß ich von ihm nichts anders als Liebliches denken könne, die tiefen Auswickelungen aber bis zu reiferen Jahren auszusetzen. In dieser Absicht wurde schon in dem großmütterlichen Hause . . . . alle Gelegenheit hervorgesucht, mir Gemeinschaft in guten und reellen Sachen mit anderen jungen Leuten zu halten.“ In den folgenden Jahren — er kam mit zehn Jahren auf das Adelspädagogium nach Halle — treten nun über den nicht geringen Schulnöten und der Schwierigkeit, sich in dem Internatsleben zurechtzufinden einerseits, andererseits über dem durch die Atmosphäre Halles mächtig angeregten Trieb, religiös auf andere einzuwirken, seine Skrupel ganz zurück. Am Ende seiner Pädagogiumszeit mit sechzehn Jahren finden wir ihn mitten in einem erweckten Freundeskreis, brennend vor Verlangen, in Gemeinschaft mit seinen Freunden für seinen Herrn zu wirken. Sie hatten ihre Bibelstunden, ihre Gebetsgemeinschaft. Er schreibt von der Stiftung dieser kleinen Gemeinschaft im „Leutschen Sokrates“, man hätte sie „nach ihrem Systemate die Bibel- und nach ihrer fürnehmsten Berrichtung die Bet-Sekte nennen“ können. „Wir wußten von keinem anderen Wege, als den uns die Schrift wies; wir untersuchten alle unsere kleinen Laten darnach, und wenn wir eine gute Gelegenheit bekamen, so warfen wir uns vor der unsichtbaren Majestät nieder, die wir bald unsere Liebe, bald unsern König, bald unsern Bruder und Bräutigam, bald mit einem anderen lieblichen Namen nenneten, weil wir glaubten, daß sie ihm alle zugehörten. Ich kann mich nicht besinnen, ob wir alle- mal an die drei Personen in der Gottheit zugleich dachten, ich

meine aber wohl, wir hatten nur immer mit dem Herrn Jesu zu tun und versparten die Untersuchung der großen und tiefen Gottheit, bis wir älter und klüger wurden. Wir baten diesen unsern Herrn um alles, was wir brauchten; weil wir aber mit allem reichlich versehen waren, so fiel uns nichts notwendiger ein, als daß er uns so machen sollte, wie er uns gerne haben wollte, und über der damaligen Einrichtung habe ich das gewöhnliche Beten verlernet, und muß mir noch sehr nahe geleget werden, wenn ich um etwas anderes bitten soll, als daß der liebe Gott machen wolle, was ihm wohlgefället."

Während seiner Studentenzeit und noch verstärkt auf seiner Bildungsreise, die ihn besonders in Holland mit allerhand Freidenkern in Berührung brachte, regte sich der spekulative Trieb seines Geistes wieder stärker. Nicht als ob der Drang nach religiöser Betätigung nachgelassen hätte. Allen Schwierigkeiten zum Trotz arbeitet er unermüdlich an seinen Kommilitonen und müht sich um religiöses Gemeinschaftsleben in ihrem Kreis. Aber während er so religiös tätig ist, setzen ihm selbst philosophische Fragen zu. Er versucht in Gottes Wesen einzudringen, seine Eigenschaften zu fassen: des Ewigen Allgegenwart, seine Allmacht, seine Unendlichkeit. Und immer deutlicher wird ihm, daß es gar nicht nur sein Verstand ist, den es lockt, sich hier festzubohren und hinter das Geheimnis zu kommen, sondern daß es ein religiöses Verlangen ist, welches ihn zu dem Geheimnisvollen hinzieht. Der Zwiespalt seiner Kindheit hätte verschärft wiederkehren müssen; denn nun stand neben der lebendigen, über alles liebenswerten Person der Geschichte mit ihrer unbeschreiblichen Liebestat, von der er nicht loskam, nicht nur ein Paragraph der Dogmatik: „Von Gott und der Welterschöpfung“, sondern ein anderes Wesen, das ihn unwiderstehlich an sich zog, von dessen geheimnisvoller Spur er nicht mehr loskam. Es erhob den Anspruch, Gott zu sein, die Ursache seines Daseins, sein Schöpfer. Sein Schöpfer! Es gibt wenige religiöse Begriffe für Zinzendorf, bei denen so alles mitschwingt in seinem Innern wie bei diesem. Mit all der Innigkeit seines religiösen Empfindens erfaßt er den Gefühlswert dieser religiösen Vorstellung. Wenn irgend jemand, dann gehören diese zwei



zueinander, der Schöpfer und sein Geschöpf. Mit besonderer Vor-  
 liebe zitiert Zinzendorf Jes. 54, 5: „Dein Schöpfer ist dein Mann.  
 Meinem Schöpfer bin ich grenzenlos verpflichtet. Er hat Anspruch  
 auf unbedingte Dankbarkeit, unbedingten Gehorsam, unbedingtes  
 Vertrauen. Er ist unser Herr.“ Nur einige Worte Zinzendorfs, die  
 uns einen Eindruck davon geben, wie ihm dieser Begriff religiös  
 immer lebendiger und fruchtbarer wurde. „Ich denke, ich würde nicht  
 leicht etwas machen, um dasselbe zu zerschmeißen, ich würde nicht  
 gerne was ohne Ursache plagen, was meine wäre. Wenn nun Gott  
 (der ohne Zweifel weit größere und schönere Absichten hat) nur  
 selbst so vernünftig ist, als er mich gemacht hat, so ist kein Zweifel,  
 er habe mich nicht zum Verderben, sondern zum Besten gemacht.  
 Er werde mich nicht plagen, wenn ich es nicht darnach mache,  
 und also ist meine Sorge gar nicht, wie ich glücklich werden, son-  
 dern wie ich den Schöpfer bei seiner guten Absicht erhalten will,  
 die er vor sein Kreatürchen gehabt hat, da er es machte.“ „Gott  
 ist der allgemeine Ursprung aller Dinge. Alles was lebet, lebet in  
 Gott. Alle Kreatur — dabei ist hier an die unvernünftige Kreatur  
 zu denken — ruhet in dem Willen des Schöpfers. Der Mensch  
 aber beweget sich in dem Willen des Schöpfers. Je mehr er sich  
 aber heraus beweget, je unseliger ist er.“ Der Schöpfer allein ist ein  
 ens per se subsistens, „die ewige Selbstständigkeit“. Zu einer solchen  
 Selbstständigkeit sollen und werden wir es als Geschöpfe nie bringen.  
 „In alle Ewigkeit werden wir nie die Vollkommenheit erlangen, ein  
 ens per se subsistens zu werden, daß wir also auch nie auf uns  
 selbst bestehen können. Den Moment, als die ewige Liebe beschließt  
 zu schaffen, so kann sie nicht anders, als zugleich beschließen, daß  
 sie eine gemischte Sache, was Schwaches, Kreatürliches und nicht  
 Göttliches schaffen will.“ So gehört es zu unserer Bestimmung,  
 unser Bestehen nicht in uns selbst zu haben. Aber es ist wirklich  
 die ewige Liebe, die den Menschen zu dieser Unselbstständigkeit be-  
 stimmt hat. Denn nur so kann es zu der Einheit zwischen Schöpfer  
 und Geschöpf kommen, die die Seligkeit des letzteren begründet.  
 Freilich, diese Seligkeit ist auch wieder dadurch bedingt, daß es nicht  
 die absolute Unselbstständigkeit des unvernünftigen Geschöpfes ist,

die dem Menschen eignet. Der Mensch kann sich auch heraus bewegen aus dem Willen des Schöpfers, kann der Verbindung widerstreben. „Der freie Wille ist ein annexum eines denkenden Geschöpfes. Wenn dasselbige selig sein, seinen Schöpfer zum Liebesobjekt haben, ja in der Liebe und in der Vereinigung mit ihm seine Seligkeit finden soll, da muß die Fakultät, ohne die die Liebe friert, ohne welche weder Liebe noch Treue zu konzipieren ist, dieselbe Fakultät, sage ich, muß dasein — eben ein freier Wille — sonst kann der Schöpfer sich nicht mit dem Geschöpf vermählen.“ Die wiedergegebenen Gedankengänge Zinzendorfs werden genügen, um zu veranschaulichen, wie der Begriff des Schöpfers für ihn an Leben gewinnt. Und doch kam er von dem Jesus jetzt erst recht nicht mehr los. Daß der Sohn Gottes sein Herr sei, das war ihm jetzt vollends gewiß geworden, so gewiß wie seine fünf Finger. „So viel Jahr hatte ich ihn geliebt, so oft hatte ich ihm geflehet, so viel süße, so viel herbe Empfindung, so viel gnädige, so viel ernste Erinnerungen, so viel Lob, so viel Bestrafung, so viel Erhörung hatten bei mir, allemal wie es sich geschicket, umgewechselt.“ Das religiöse Verhältnis zu Jesus als seinem Herrn war nur immer unlöslicher geworden. Ich sagte, der Konflikt hätte verschärft wiederkehren müssen, wenn ihm nicht immer deutlicher eine Lösung aufgegangen wäre. Zinzendorf hat die ihm gewordene Lösung niedergelegt in einem Gedicht, dem er die Überschrift gegeben hat: „Vollendung einer fünfjährig fortgewährten Betrachtung Gottes.“ Es ist so charakteristisch für diese Lösung, in seiner Art so großartig und doch verhältnismäßig noch wenig bekannt, daß ich mir's nicht versagen kann, es ganz mitzuteilen.

Allgegenwart! — Ich muß gesteh'n:  
Du unaussprechlich tiefe Höhe  
Erfüllest, ohne dich zu seh'n,  
Doch alles, wo ich geh' und stehe.  
Die Spur von deinem Allmachtspfad,  
Die ewiglich nicht auszugründen,  
Ist dennoch überall zu finden,  
Soweit man Raum zu denken hat.

So kann es ja nicht anders sein,  
Weil ich dich allertwegen merke,  
So geb' ich mich mit Ernst darein,  
Die Größe deiner Macht und Stärke,  
Die blendend helle Majestät,  
Vor der die finstern Tiefen weichen,  
Mit einem Liede zu erreichen,  
Das über alle Lieder geht.

\* \* \*

Allein, du unbeschriebner Mann,  
Wo fing' ich meinen Lobsgedanken  
Den ersten Stein zu setzen an?  
Wohin versetzt' ich ihre Schranken?  
In welchem Lebens-Jahre wird  
Erst mein Verstand so aufgekläret,  
Daß er hinauf und nieder fähret  
Und sich nicht überall verirrt?

Es spreche, du verborgner Gott,  
Ein Mensch, was eigentlich dein Wesen!  
Und werde nicht dabei zu Spott  
Vor allen, die den Ausspruch lesen!  
Er wird, mit ausgesuchter Art,  
Die Sprache also führen müssen,  
Daß er und alle nichts mehr wissen,  
Als was du längst geoffenbart.

Wie wagte sich die Zung' hinein,  
Bis zu den tiefen Eigenschaften,  
Die sonderlich und insgemein,  
Genau an deinem Wesen haften?  
Und zu des Namens Wunder-Höh'n,  
Der sich zu nennen nicht beliebt,  
Sich auch nur zu erfahren gibet,  
Wo Aug und Sinne stille steh'n?

Wer führet mich zu deinem Quell?  
Unendlichkeit! Des Geiſt's Erſtaunen!  
Wo find' ich eine freie Stell',  
Von deinen Wundern zu poſaunen? —  
Ich warnte alle Kreatur,  
Vom Fürſten an der reinen Geiſter,  
Bis zu der Weiſen Obermeiſter,  
Vor deiner fürchterlichen Spur. —

Ich laſſe dich! Du biſt zu hoch,  
Zu tief, o Gott, zu groß und lichte  
Für einen Geiſt im Lebensjoch,  
Für ein unkörperliches Geſichte!  
Wie kam das Schaffen dir in Sinn?  
Verfehlt ein Fürſt der Kreaturen,  
Zu dir, dem Schöpfer, Bahn und Spuren,  
Wo will die andre Schöpfung hin?

#### Göttliche Antwort.

Hör' auf zu ſuchen, was ſo fern!  
Hör' auf zu forſchen, was dich fliehet!  
Du haſt den ausgemachten Kern. —  
Sei nicht ums Außen-Werk bemühet,  
Berrücke nicht dein Seelenlicht  
Bis zu dem Kreis der Ewigkeiten!  
Du möchtest Finſternis erbeuten  
Und fandest mich doch nirgends nicht!

Wieſo, du unverständig's Kind,  
Wilt du mich aus der Tiefe holen?  
Wo meineſt du, daß man mich find't?  
Suchſt du mich bei den Himmels-Polen?  
Suchſt du mich in der Kreatur? —  
Mein Weſen, das kein Auge ſchauet,  
Hat ſich ja einen Leib erbauet,  
Und du verfehltſt doch meine Spur?



Ihr Menschen, kommt herbei und seht  
 Die zugedeckten Abgrunds-Schlünde,  
 Die eingehüllte Majestät,  
 In Jesu, dem geringen Kinde.  
 Seht, ob's der Mensch in Gnaden sei,  
 Seht, ob er euer Lob verdienet;  
 Wem dessen Lieb' im Herzen grünet,  
 Wer gläubt, wird aller Sorgen frei.

### Die Seel'.

O Ewigkeit, du schönes Licht!  
 Des Königs Abglanz aller Ehren!  
 O Liebe, die den Himmel bricht,  
 In meiner Hütten einzukehren,  
 Hie find' ich mich, hie greif' ich zu,  
 Zwar hab' ich dich noch nicht geseh'n,  
 Jedoch das wird einmal geschehen.  
 Ist lieb' ich dich und glaub' und ruh'.

Mit vollem Bewußtsein kehrt jetzt der Mann zu dem religiösen Modalismus seiner ersten Kindheit zurück, oder vielleicht besser, verharrt jetzt mit vollem Bewußtsein dabei. Einen Rückblick auf seine religiöse Entwicklung, den er seinen Lesern im „Deutschen Sokrates“ gibt, stellt er unter das Motto: „Ich habe mich in meinen Meinungen nicht geändert, ich bin von Kind an einerlei gesinnt gewesen; nur hat sich das, was ich einmal geglaubt, von Zeit zu Zeit immer fester gesetzt und aufgekläret,“ und das bezieht sich sicher vornehmlich auf den ausgesprochenen religiösen Modalismus, der uns auch hier als Besonderheit entgegentritt. Gerade über seinen atheistischen Zweifeln und den vergeblichen Versuchen, Gottes Wesen zu erfassen, ist ihm die Notwendigkeit der Offenbarung Gottes in Christo aufgegangen. „Gott hat sich als Mensch offenbaren müssen, wenn ihn die Menschen haben fassen sollen.“ „Gott muß machen, daß ihn der eingefleischte Geist fassen könne.“ In einer „Predigt von der bleibenden Erkenntnis Gottes“ führt Zinzendorf aus, daß die Atheisterei

der menschlichen Natur und dem Verstande sehr nahe liege. „Bei mir machen sich die Leute schon seit zwanzig, dreißig Jahren verdächtig, daß sie selbst halbe Atheisten sind, wenn sie die Atheisterei als eine leichte Sache traktieren, darüber man nur so hingehet als über Leimen. Wenn's die Zeit litte, so wollte ich mich weitläufiger erklären, was ich von Kindesbeinen an deswegen gedacht habe. Aber in der Tat läuft es darauf hinaus: Man kann die Leute wohl eine Zeitlang dazu bringen, daß ihnen die Idee von einer Gottheit wahrscheinlich wird, aber man kann es nimmermehr dazu bringen, daß es ihnen wahr wird und Amen wird und ewig bleibt, daß sie Leib und Leben, Kopf und Kragen daransetzen können, daß es Wahrheit ist, daß ein Gott ist, sie haben erst ihre Hand in Gottes Seite gelegt und von Herzen zu Jesu gesagt: „Mein Herr und mein Gott!“ Zinzendorf schildert nun, wie das Volk Israel in der Erkenntnis Gottes beständig geschwankt habe. „Wenn's zwölf, fünfzehn, laß sein vierzig Jahre gewährt hat mit dem Glauben, so sind sie immer wieder einmal Atheisten worden. Wenn ihnen die Wunder und Zeichen nicht beständig um den Kopf herum gebräuset, wenn sie nicht immer blißen und donnern hören, wenn sich nicht etwa die Erde aufrat, oder es war sonst einmal lange kein großes Unglück geschehen, so war ihr nächster Gang immer wieder, alles das, was sie mit den eigenen Augen gesehen haben, zu vergessen und auf andere Grillen zu kommen. Das hat sich nun so fortgeschleppt von einem Jahr, von einem hundert Jahr, von einem tausend Jahr bis zum andern. Paulus, der große Gesetzesprediger, der große Pharisäer und Held in der Lehre, bekannte: *Nos equidem, ἄθεοι ἦμεν ἐν τῷ κόσμῳ* (Eph. 2, 12), wir waren die größten Atheisten von der Welt. Und darum sagt ebenderselbe 2. Korr. 4, 6: „Gott hat uns erst klug gemacht, Gott selbst hat uns erst auf das Geheimnis gebracht, wie man zur bleibenden Erkenntnis Gottes gelanget.“ „Das Haupt-Subjekt meiner Theorie ist gewesen mit Paulo und Johanne die Erkenntnis Gottes, der alles geschaffen hat, durch Jesum Christum, auch in Christo zu fundieren.“ „Die trockene Theologie, die die ganze Welt erfüllt, ist die, daß man immer vom Vater redet und den Sohn überhüpft. Diese Theologie hat der Teufel

erfunden. Da denkt er, die Leute werden den Vater schon nicht zu sehen kriegen; ich will sie fein neben dem Heiland herumführen. Ich will ihnen ein Gaukelspiel von einem Vater vormachen. Niemand kommt zum Vater als durch Jesum. Wenn also der Teufel die Leute von Jesu wegweisen kann unter dem Vorwand, daß dem Vater Lorheit geschieht, wenn dem Sohn zu viel Ehre angetan wird, so hat er gewonnenes Spiel.“ „Jesus ist Immanuel (auf deutsch): Gott mit uns. Unser Gott, der sich für uns schickt, in dem uns die Gottheit sichtbar, begreiflich und leiblich geworden.“

Und nun hat Zinzendorf mit einer beispiellosen Kühnheit alle Folgerungen aus diesem Grundsatz gezogen. Soweit die Gottheit aus ihrem Fürsichsein hervorgetreten ist, ist es immer die eine Person gewesen, die zweite Person der Trinität. „Unser Herr. Er, wie ihn das Hohelied nennt, der ist der vorausgesetzte Grund des ganzen Alten Testaments. Er wird immer drunter verstanden.“ Er ist also auch der Jehova des Alten Testaments. Zinzendorf erinnert an die Lieder der Alten mit ihren harten Ausdrücken, „als wenn kein anderer Gott wäre als der Heiland“, vor allem an Luthers: Fragst du, wer der ist? Er heißt: Jesus Christ, der Herre Zebaoth, und ist kein anderer Gott. Sonst ist in der Theologie der Vater der Schöpfer, der Sohn der Erlöser und der Heilige Geist der Heiligmacher. Da haben die Alten dreingefahren und gesungen: Ach Herr, du Schöpfer aller Ding, wie bist du worden so gering. Der ist ein Kindlein worden klein, der alle Ding erhält allein. Der Schöpfer aller Kreatur nimmt an sich unsere Natur. Das ist ihnen so ohne Skrupel aus Mund und Feder heraus geflossen. So hat man vor zweihundert Jahren geredet, so haben vor zweitausend Jahren die Propheten geredet. Vom Sohn heißt es: „Du, o Gott, hast die Erde gegründet.“ „Als Schöpfer ist der Heiland unser eigentlicher Vater, denn er hat uns gemacht. Wenn es genau genommen wird, gehört das Vaterunser vor den Herrn Jesus.“ Zinzendorf spricht einmal von den zwei Hauptlinien der Bibel, ohne welche die Bibel ein Chaos von Nonsensen ist und bleibt, von den zwei Hauptpropositionen stantis et cadentis doctrinae scripturariae: die erste, daß ein Heiland ist, und die andere, daß der Schöpfer der Heiland ist. Das war die Lösung, die

Zinzendorf dem Problem gegenüber, von dem wir ausgingen: Gott oder Jesus, Schöpfer oder Heiland?, gefunden hatte.

Aber was hat uns diese Lösung zu sagen? Es bedarf wohl keines Wortes, daß es sich für uns nicht darum handeln kann, Zinzendorfs Lösungsversuch einfach zu übernehmen. Dazu empfinden wir den Gedanken, daß Jesus der Schöpfergott des Alten Testaments ist, als viel zu fremdartig. Aber ich meine, gerade die kühne Paradoxie: Mein Schöpfer mein Heiland, verrät, daß wir es hier nicht mit einer Äußerung seines Denktriebes zu tun haben. Und daß diese Vorstellung in der Einseitigkeit, mit der sie bei Zinzendorf auftritt, allem Hergebrachten so zuwiderläuft, beweist, daß es sich auch nicht um das Bedürfnis der Aneignung einer überlieferten Anschauung handeln kann, darum handelt es sich vielmehr bei den Versuchen einer Ausglei chung dieses Satzes mit der orthodoxen Trinitätslehre, die ich darum hier ganz übergehe. Wir haben hier vielmehr den Niederschlag eines ganz elementaren religiösen Bedürfnisses vor uns. Dieser Satz ist nicht nur ein Theologumenon Zinzendorfs, sondern wir haben hier ein Herzstück seiner Religion, ohne das sie nie zu einer solchen Lebensmacht für ihn geworden wäre. Darum wird es darauf ankommen, diesen religiösen Erlebniskern aus der uns fremdartig anmutenden und in sich verbildeten Schale herauszuschälen. Und wir können dabei ihm selbst gegenüber ein um so besseres Gewissen haben, als Zinzendorf selbst es immer wieder einmal betont hat, daß es ihm bei der Massivität seiner Vorstellungen nicht auf die Massivität an sich ankommt. „Mir ist's einerlei, ob's körperlich oder geistlich zu verstehen ist, herzlich gern geistlich, nur wahr und real. Wenn sich endlich die Kraft und Wahrheit und das Wesen der Sache am Herzen eines Menschen annoch beweist, so wollen wir es ihm gerne gönnen, daß er sich die allerabstrakteste Idee davon macht, die seinem philosophischen Kopfe nur möglich ist“.

Welches Lebensinteresse seiner Religion hinter dem Satz: Mein Schöpfer ist mein Heiland, steht, dürfte nach allem schon hinreichend deutlich sein, es ist das Interesse an der Einheit des Schöpfers und Erlösers. Er hatte die Religion als ein persönliches Verhältnis zu



einem Du erlebt, dem er sich in Dankbarkeit und Hingebung absolut unterzuordnen begehrte, weil es ihn namenlos geliebt. Nun war ihm der Gedanke unerträglich, daß außer diesem Du noch ein anderes Wesen sein sollte, dem er sein Dasein verdanken sollte, das Macht über sein Leben, Anspruch auf sein Herz haben sollte. Dazu kam, daß dieses Wesen losgelöst von jenem persönlichen Du ihm ungreifbar, bald unheimlich, bald unwirklich zu werden drohte. Da war es sein Leben, als es ihm immer klarer, immer leuchtender aufging: Es gibt nur dieses Du, jenes unfassbare, allgewaltige Wesen trägt eben dieses Angesicht voll Heiligkeit und Liebe, sein Schöpfer ist sein Heiland.

In der That liegt hier ein ganz wesentliches Interesse der christlichen Religion, daß uns dieser Singularis aufgeht, das eine große Du der Schöpfungs- und Erlösungsgeschichte. Wenn wir in dieses Du der heiligen Liebe gefunden haben oder richtiger uns von ihm haben finden lassen, dann beherrscht das unser Leben und unsere Welt. Wenn am Morgen das Bewußtsein wieder zu dämmern beginnt, dann steht diese heilige Liebe vor uns, und wir wissen: Du wirst uns auch an diesem Tage umgeben und sollst uns bei jedem Schritte leiten. Und wenn wir dann das Fenster öffnen, und vor uns liegt der strahlende Morgen, daß wir die Hände ausstrecken möchten nach dem goldenen Licht, dann grüßen wir dich, heilige Liebe. Und wenn die Pflicht kommt mit ihrem herrischen: Du sollst, es ist dein Gebot, heilige Liebe. Wenn ein kleiner tückischer Zufall uns zu begegnen scheint und ärgern will, so wissen wir: Den gibt es nicht; du willst uns in kleinen Treuen üben. Wenn uns plötzlich die Unsicherheit des Daseins überfällt, und wir erschreckend inne werden, daß wir im Grunde keinen Schritt weit vor uns sehen, daß wir hilflos einer Macht über uns preisgegeben sind, dann neigst du dich zu uns, und wir sehen keine Macht außer dir und keine Gefahr außer der einen, deine Hand loszulassen, heilige Liebe. Wenn die Schauer der Einsamkeit uns durchrieseln, dann bist du uns nahe. Und wenn wir dann des Tages Lauf überschauen und sehen, wie wir auf Schritt und Tritt zurückgeblieben sind, und sehen dich doch noch neben uns stehen, dann

überwältigt uns erst recht deine Gegenwart, heilige Liebe. Ja, wenn wir dich nicht hätten, und das Rätsel deiner Liebe nicht stetig mit uns ginge, dann würden uns wohl die anderen Rätsel des Lebens erdrücken und uns alles verdunkeln. So aber bleibt dies eine Rätsel deiner heiligen Liebe immer im Vordergrund und verschlingt die anderen. Wir sehen den lichten Punkt dieses Rätsels vor uns, daß du unter der Sünde einer Menschheit so leiden kannst und doch lieb behalten. Wir stehen damit auf und gehen damit schlafen und werden den ganzen Tag über den Eindruck nicht los, wie weh wir dir, heilige Liebe, stündlich mit unserer so ganz anderen Art tun, und wie treu und wie unermüdlich du doch nach uns fragst. Jeder unserer Atemzüge ist der Atemzug eines sündigen Menschen. Was atmet da nicht alles mit: Ehrgeiz und Eitelkeit und Neid und Schandenfreude und Unreinheit und Schein und Lüge! Und bei dir ist jeder Atemzug reine Heiligkeit. So oft wir atmen, atmet unsere Selbstsucht mit, und dein Atem ist Liebe.

Das ist wohl das Wesentliche. Wir müssen dieses entscheidende Erlebnis der vergebenden heiligen Liebe erst einmal machen und immer tiefer durchleben, dann geht uns das große Du auf, dem wir uns unbedingt beugen müssen. Das ist der andere Punkt, um den sich bei Zinzendorf alles dreht. Auch hier hat erst eine längere Entwicklung dazu geführt, bis er zum beherrschenden Mittelpunkt wurde. Wir können ihr hier nicht folgen; es genügt, wenn ich andeute, daß aus der Begeisterung des Knaben für die ritterliche Liebestat des Heilands mehr und mehr die Dankbarkeit eines sündigen Herzens wurde, das sich aus seiner Grundverdorbenheit keinen Ausweg mehr weiß, und nun die heilige Liebe vor sich stehen sieht, und nun erst ganz versteht, was das heißt, daß ein Heiland ist. Nun wußte er erst recht, daß er dieser Liebe grenzenlos verpflichtet war, daß er keiner Macht sonst die Verfügung über sein Leben einräumen konnte und wollte. Aber er brauchte es auch nicht. Das war ja die Macht, die Erd' und Himmel zusammenhielt und alles beherrschte. Sein Schöpfer ist sein Heiland.

Wir kehren zu unserer Frage zurück: Gott oder Jesus? Ich meine, auch wenn wir uns Zinzendorfs Theologie, die einfach Jesus zum

Gott der Bibel, zum Herrn der Schöpfung macht, nicht aneignen können, mit dem Erlebnisinhalt dieser Paradoxie hat er uns doch die Lösung gewiesen. Wer das Erlebnis der heiligen Liebe seines Gottes in Jesus gemacht hat über dem heiligen Ernst seiner liebevollen Worte, über dem Anblick seines Wandels in der Wahrheit und in der Liebe, über dem vernichtenden Gericht und der beseligenden Befreiung seines Todesleidens, über den lebendigen Wirkungen seines Geistes in seiner Gemeinde, für den wird die Frage: Gott oder Jesus? immer mehr verschlungen von dem seligen Erlebnis: Gott in Jesus. In Jesus ist Gott uns in seinem Wesen greifbar und lebendig geworden, und im Himmel und auf Erden kann nichts erschaffen werden, was so bindet, so verpflichtet wie diese heilige Liebe. Nun weiß ich erst, was es heißt, einen Herrn haben, was es um die Ausschließlichkeit dieses Verhältnisses ist. Man soll nur erst einmal fragen, wo der wahre, praktisch ausschließliche Monotheismus zu finden ist, für den es kein Schicksal und keinen Zufall mehr gibt und wie die unpersönlichen Mächte alle heißen mögen, der dem Götzendienste des eignen Ichs und seinen Leidenschaften rücksichtslos den Krieg erklärt. Ich bin gewiß: Da, wo Menschen von diesem Jesus nicht mehr loskommen, wo sie nicht aufhören, ihm zu danken, daß er ihnen zur Offenbarung der heiligen Liebe ihres Gottes geworden ist, und damit den ausschließlichen Anspruch dieser Liebe an ihr Herz und Leben täglich aufs neue vermittelt. Wenn von einem Gebot, dann gilt von dem Gebot aller Gebote: Ich bin der Herr dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir, daß Jesus nicht gekommen ist, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen. Und wo ein Menschenkind diese Erfüllung in Jesus erlebt, die uns ausschließlich fordernde und gewinnende Gottesliebe in seinen Nagemalen erblickt, da sinkt es wohl noch heute dem Mittler zu Füßen mit dem Ruf: Mein Herr und mein Gott! Aber neben dieser Formel wird auch immer eine andere ihr Recht behaupten: Herr und Meister. Da steht Jesus als unser Führer und Vorbild vor uns, als die Verkörperung dessen, „was wir werden sollen“, als der Anfänger einer neuen Menschheit. (Vgl. Loofs: Wer war Jesus Christus?) Es ist das Großartige an Zinzendorf,

daß er trotz der Gleichsetzung von Gott und Jesus diesem Gedanken durchaus gerecht geworden ist: Jesus ist Mensch gewesen und hat uns erst gezeigt, was es heißt, Mensch sein. Ich las neulich die Äußerung: „Bei Jesus vom Glauben reden, heißt ihn auf die Stufe des sündigen Menschen herabdrücken“. Wo man so empfindet, da droht man sich aus Dogmatismus den Segen von Jesu Lebenswerk zu verkürzen. Zinzendorf hat ruhig gesungen: „Lamm und Haupt, das selbst geglaubt, als man's auf Erden wandeln sah.“ Und ein andermal sagt er ausdrücklich: In allen Proben, worein Menschen fallen, hat Jesus nicht durch die Mitwirkung, die er von seiner Gottheit zu genießen hatte, sondern durch die Treue seines menschlichen Herzens gesiegt, sein Glaube hat ihn erhalten, nicht seine Göttlichkeit, nicht irgendein Vorzug, den er vor uns hatte, nicht seine angeborene Sündlosigkeit, sondern sein treues Herz. Dies menschlich treue Herz Jesu dürfen wir uns nicht rauben lassen, sonst bringen wir uns um den Reichtum des „verdienstlichen Lebens des Heilands“, wie Zinzendorf sich auszudrücken pflegte. Wir haben in der „Litanei zum Leben, Leiden und Sterben des Heilandes“ ein klassisches Dokument dafür, wie Zinzendorf diese Betrachtungsweise des Lebens Jesu in seiner Gemeinde fruchtbar zu machen wußte.

„Deine schmerzliche Erstgeburt

Mach uns unsre Menschheit lieb!

Deine heilige Bundes-Wunde

Helfe uns zur Beschneidung des Herzens!

Dein erstes Exilium

Lehre uns überall daheim sein!

Deine Kinderhaftigkeit

Helfe uns zur Kinder-Freud!

Deine verdienstliche Unwissenheit

Zäune unsre Einsicht ein!

Dein Fleiß bei deiner Lektion

Mach uns gelehrt zum Himmelreich!

Dein richtiger Bibel-Grund

Mach uns alle bibelfest!



Deine exemplarische Tempel-Andacht

Mache uns zu treuen Religions-[Kirchen]-Leuten!

Deine Untertänigkeit

Helfe uns zu gehorsamen Herzen!

Deine erstaunliche Einfalt

Mach uns die Vernunft verhaßt!

Deine heilige Knabenschaft

Segne unsre Knaben und Mägdlein!

Dein keuscher Jünglings-Stand

Sei der led'gen Chöre Kranz!"

So hat er, sich in alle Lagen des menschlichen Lebens Jesu liebevoll versenkend, im Kreise seiner Brüder immer wieder den Gedanken getrieben: „Dein Leben zeigt mir meine Pflicht, du bist mein Spiegel und mein Licht. Ach Herr, wie bin ich noch so weit von deines Bildes Ähnlichkeit.“ „Das bleibt das Ziel, daß man von einer Ähnlichkeit zur andern und endlich gar so weit kommt, daß man ihn in uns sehen kann wie in einem Spiegel, daß wer uns zu Gesichte kriegt, denkt, so war er auf Erden.“ Aber auch diese Wertschätzung des Lebens Jesu als Vorbild und Ziel mündet immer wieder bei Gott. Denn was erhebt denn dieses menschliche Leben über jedes andere hier auf Erden, wenn nicht das eine, daß hier einmal ein Menschenkind wirklich restlos Ernst gemacht hat mit dem Herrschaftsanspruch Gottes in seinem Leben und gehorsam war, gehorsam bis zum Tode. Und was ist es denn für ein Bild, das in uns Gestalt gewinnen soll, wenn nicht das Ebenbild Gottes, zu dem wir geschaffen sind. Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. Und endlich, auf welchem Wege bedürften wir wohl so des Odems der Gnade Gottes bei jedem Atemzuge als auf diesem steilsten aller Wege, Jesu nach. Nein, es ist auch hier der eine große Singularis, das Du der heiligen Liebe, das mit uns handelt.

Meine Kommilitonen, ich bin am Ende. Ich weiß nicht, ob ich einem von Ihnen in der Not und Unsicherheit, die gewiß mancher empfindet und die in der Frage gipfelt: Gott oder Jesus?, mit

meinen Ausführungen etwas helfen durfte. Ich könnte mir denken, daß es den meisten dabei so geht: Sie hören Worte, schön zusammenflingende, die Gegensätze auflösende Worte, aber mehr nicht. Die Sache haben sie nicht. Da habe ich eine Bitte. Mache einmal ganz Ernst, unerbittlichen Ernst mit der Ausschließlichkeit des Herrenverhältnisses — da, wo es dir liegt, dem ewigen Gott gegenüber oder dem Jesus der Geschichte oder dem göttlichen Heiland deiner Jugend —, nur ganzen Ernst mit der Ausschließlichkeit, daß nichts in deinem Leben bleibt, was du deinem Herrn entziehst, wo er nicht hineinzureden hat. Das wird dir mehr helfen als alle Grübeleien und alle Erörterungen. Dann brichst du einmal zusammen mit deinem Können, und nichts wird dich aufzurichten vermögen als die in Jesus offenbarte Gottesliebe. Und dann wird sie uns immer lebendiger und größer, die una substantia der heiligen Liebe, und wir umfassen doch mit immer heißerer Dankbarkeit ihre unterschiedenen Träger, den Vater des Lichts, bei welchem ist kein Wechsel des Lichts und der Finsternis, und den Sohn des Wohlgefallens, der versucht worden ist allenthalben gleichwie wir, doch ohne Sünde — Gott und Jesus.

# Das Unser Vater und unsere gegenwärtige Lage

Von Adolf Schlatter

## 1.

Jede Umwälzung, die die Verhältnisse, in denen wir leben, kräftig verändert, bewegt auch unser Gebet, weshalb jede neue Epoche unseres Lebens uns wieder vor die Frage stellt, wie wir unser Gebet ordnen wollen. Ich glaube, daß die Erfahrung euch dies bestätigt hat. An das Gebet derer, die im Felde standen, derer, die heimkehrten, derer, deren Blick sich auf die Zukunft unseres Volkes richtet, stellten sich jedesmal wieder neue Ansprüche, deren Tiefe wir alle empfunden haben. Wenn wir uns aber verdeutlichen wollen, wie unser Gebet uns jetzt in unserer neuen Lage aufs neue mit dem göttlichen Willen einig macht, dann müssen wir auf Jesus sehen und unser Gebet an seiner Gebetsregel messen. Jede fortschreitende Bewegung wird der Kirche nur dadurch möglich, daß wir uns mit vertieftem und verstärktem Anschluß zu Jesus hin bewegen. Nur so erreichen wir die Reinigung unseres Gebets, die als ein ununterbrochener Prozeß niemals von uns versäumt werden darf. Wir sind immer dazu berufen, aus unserem Gebet die verkehrten Motive auszuschalten. Ebenso empfängt unser Gebet nur in der Verbindung mit Jesus sein zweites Merkmal, ohne das es nicht bestehen kann, seine uns miteinander einigende Macht. Das kann jedes Kind einsehen, daß nicht unsere eigensinnigen, lediglich individuellen Wünsche ein Gebet zu werden imstande sind. Nur derjenige Wille kann sich zu Gott wenden und Gebet werden, der uns miteinander in Einem Verlangen vereint. Wer hat die herrliche Sendung, uns zu einigen? Wer gibt uns die eine Seele und das eine Herz, die eine Norm, die uns alle leitet, und die eine Liebe, die uns alle bewegt? Die eine Gemeinde entsteht aus dem einen Herrn, und darum hören wir, wenn wir unser Gebet erneuern wollen, auf ihn.

Jesu Gebet beginnt mit dem jubelnden Loblied, das uns Jesu Seligkeit enthüllt: „Dein Name, deine Herrschaft, dein Wille!“ Können

wir in unserer Lage den Lobgesang Jesu von Herzen nachsprechen? Wir wurden beim Beginn unserer Konferenz daran erinnert, daß der Pflug zu Gottes Werkzeug gehört, der in unser Volk die tiefen Furchen reißt. Die Not ist bitter und macht leicht bitter. Scheidet sie uns nicht von dem Jubel Jesu, der den heiligen Namen und das kommende Reich und den den Himmel und die Erde bewegenden Willen Gottes preist? Legt unsre Lage auf uns harten Druck, so wollen wir an Jesu Gebet lernen, daß uns jeder Aufblick zu Gott, der ihn wirklich erreicht, die große Freude gibt. Sie ist uns heute unentbehrlicher als je, ebendeshalb, weil wir mit gutem Grund von harter Not und peinlichem Druck sprechen. Darum müssen wir es am Sohne Gottes lernen, daß seine Kinder nicht der Traurigkeit der Welt preisgegeben sind, und wir werden uns nur dann unserem Anteil an der tiefen Not unseres Volkes nicht entziehen, wenn wir uns auch den Anteil an der Freude Jesu geben lassen, die über aller menschlichen Dunkelheit, auch über seinem Kreuzesweg strahlt. Jedes Gebet ist Lob, und das zeigt uns Jesu Gebet dadurch, daß es nicht mit dem Blick auf unsere Pflicht, nicht mit der Erwägung unserer Schuld, sondern mit dem geheiligten Namen Gottes, mit dem durch Gottes Walten geschaffenen Reich, mit dem in den Himmeln und auf der Erde geschehenden Willen beginnt.

An seiner Freude gibt uns Jesus dadurch teil, daß er zunächst alle unsere eigenen Anliegen ganz verschwinden macht. So steht er immer vor uns. „Du denkst nicht an das, was Gottes ist, sondern an das, was der Menschen ist“; so schilt er den Jünger. Wir haben uns ganz Klarzumachen, daß es für uns keine andere Methode geben kann, um zum Gebet zu gelangen. Wir suchen in ihm die Einigung mit dem göttlichen Willen, wollen nicht unseren Willen phantastisch zur weltbewegenden Macht aufbausehen, sondern begehren, Gottes Willen als den unsere Seele bewegenden Trieb zu empfangen. Das bedeutet aber mit heiliger Notwendigkeit, daß wir uns vom ganzen Bereich unserer eigenen Anliegen entfernen und den Blick zu dem erheben, der über uns ist. Eben in dieser unserer Lage hat auch nach dieser Seite hin der Anschluß an Jesus für uns die größte Wichtigkeit. Die Anliegen, mit denen uns das Schicksal unseres



Volks belädt, packen uns mit eiserner Faust, und wir wollen ihrem Griff nicht entweichen, lassen uns auch nicht bloß in einzelnen Augenblicken von ihm fassen, sondern öffnen uns ihrem harten Griff mit Entschlossenheit. Jetzt, gerade jetzt, da unsere Seele mit den größten Anliegen angefüllt ist, wollen wir auf Jesus hören, dessen Gebet nicht vom deutschen Namen, vom deutschen Reich und vom deutschen Machtwillen, sondern von Gottes Namen und von Gottes Reich und von Gottes Willen spricht.

Vielleicht tritt jetzt aus der Überlieferung, die uns mit dem reichen Erbe unserer deutschen Geschichte auch an allem Anteil gibt, was unbesonnen und unnüchtern in unserem deutschen Leben war, eine nebelhafte Gestalt an euch heran, ein Christusbild, wie es etwa ein schwärmender Maler zeichnet, mit einem in den Aether versunkenen Blick. Oder ein Pseudohistoriker naht sich euch und beschreibt euch einen Ekstatiker. Freunde, das Unser Vater gibt uns gegen solche Anfechtungen den ausreichenden Schutz; denn es ist das Jüngergebet, das Jesus zum Merkmal derer machte, die er ausgesendet hat. Jüngerschaft, durch die seine Gemeinde wird: das ist nicht das Werk eines aus der Welt herausstrebenden Mystikers, nicht die Stiftung eines Ekstatikers, der im Aether verschwindet, nicht die Frucht einer bei verschlossenen Türen gepflegten Theosophie. Ihre Aussendung gewährte ihnen Arbeit und versetzte sie in den Dienst mit seiner ganzen Realistlik, und das von den Boten Jesu zu vollbringende Werk stand nicht neben ihrer Religion und ihrem Gebet als ein davon abgesondertes Gebiet. Nirgends haben sich Leben und Beruf so vollständig gedeckt wie bei denen, die zuerst aus Jesu Mund das Unser Vater gelernt haben. Immer, wo sie stehen und gehen, sind sie in der Berührung mit Gott, immer aber auch in der Ausführung ihres Berufs als seine Boten. Das gab ihnen ihr Anschluß an Jesus, weil er selbst in seiner Sohnschaft Gottes seinen Beruf für die Welt besitzt. Darum hat er auch das Handeln der Seinen nicht in zwei Hälften zerlegt, so daß sich neben ihre zum Vater gewendete Liebe noch eine den Menschen sich hingebende Güte stellte. Nein! ein einziges Ziel wird uns von Jesus gezeigt: Gottes Wille, der geschehen soll und der für uns Menschen die Gnade ist. Darum

wollen wir uns durch keine falsche Angst hindern lassen, wenn uns Jesu Gebet die Regel gibt: „Vergiß jetzt, was dich erfüllt, und lege auf die Seite, was alle deine Gedanken beherrscht; du hast noch Größeres zu begehren als das, was dein eigenes Erlebnis umspannt.“

Auch der Wortlaut seiner Bitten nimmt uns die falsche Angst, daß uns hier eine Entselbstigung zugemutet werde, die uns für unsere Lage und ihr dringendes Gebot untüchtig mache. Nicht dadurch hat Jesus den ersten Teil seines Gebets zur feiernden Anbetung gemacht, daß er uns eine Beschreibung des göttlichen Wesens vor- sagte mit abstrakter Entfernung von unserer menschlichen Wirklichkeit. Er zählt uns nicht Eigenschaften Gottes auf, die uns keine Beziehung zu ihm verschafften oder nur für die in die Einsamkeit versetzte Seele Bedeutung gewannen. „Dein Name werde geheiligt.“ Vom gekannten und bekannten, bezeugten, gepriesenen Namen redet er. „Deine Herrschaft komme“; das ist der wirkende Gott, durch dessen Wirken sich der Reichtum seiner Gnade sichtbar macht, der für uns gegenwärtige und unser Heil uns bereitende Gott. Mit dem geschehenden Willen einigt Jesus unser Verlangen, und er geschieht nicht nur an uns, sondern für uns und darum auch durch uns. Damit öffnet sich die Tür für alles, was uns die Gegenwart als Not und Pflicht zuträgt, und wir dürfen sie, auch wenn wir unser Gebet nach demjenigen Jesu ordnen, mit ihrem ganzen Ernst vor uns aufstehen lassen, damit sie uns den Antrieb zum Bitten und damit auch zum Handeln verleihe.

Nach der Heiligung des göttlichen Namens begehren wir und haben jetzt besonderen Anlaß dazu, eben weil die Zeiten schwer sind. Notzeiten geben dieser Bitte immer eine verstärkte Dringlichkeit. Denn am Leid hängt unvermeidlich der es wegstoßende Impuls, der es abzuschütteln versucht. Diese Gegenwirkungen gegen den Schmerz können wir in uns nicht beseitigen; keine religiöse Phantasterei, keine Disziplinierung unseres inwendigen Lebens kann sie ausrotten. Wenn nun aber der Riß sich im inwendigen Lebensstand fühlbar macht und wir als unabwendbar das tragen müssen, wogegen wir uns aufbäumen, dann entsteht gleich auch in unserem religiösen Ver-

halten der Tumult, das unruhige Gezappel mit seinem Gott zugescrienen Warum, der Vorwurf, der ihm den Abschied gibt. Jetzt hat es deshalb entscheidende Wichtigkeit, daß wir uns von Jesus seine Bitte geben lassen: „Dein Name werde geheiligt“; er bleibe unbeschmutzt, unangetastet, von keinem vorwichtigen Warum angegriffen, von keinem murrenden Ton bestritten. Heilig ist das, was sich uns als unverleßlich bezeugt, weil seine Erhabenheit uns beugt. Darum werden wir, wenn wir um die Heiligung seines Namens bitten, vor ihm still.

Damit haben wir aber auch das Unfaßliche und Überraschende erlebt, daß aus dem Leid ein Segen wird und der dunkle Tag sich als fruchtbar erweist. Wie wird Not in Kraft, Verlust in Segen verwandelt? Es tut uns not, daß wir diese Kunst lernen. Es gibt nur ein einziges Mittel, das diese Verwandlung bewirkt: die Not wird uns zum Anlaß, Gottes Namen zu heiligen; nun ist sie selig.

Wenn wir auf den inwendigen Zustand unseres Volkes sehen, dann wird diese Bitte riesengroß, bewegt das ganze Herz und entzündet alle unsere Kraft. Nur das eine wollen wir begehren, daß aus dem, was unser Volk erlebt, nicht Gottlosigkeit, nicht die Beschimpfung und Entheiligung Gottes entstehe.

Wir dürfen aber unser Bitten nie nur als Verneinung fassen, weil wir die uns verderbenden Vorgänge nur dadurch abwehren, daß wir den normalen Lebensstand empfangen. Jedes rechtschaffene Gebet spricht ein Ja, nicht bloß ein Nein. Gottes Wille wehrt nicht bloß Übel ab, sondern schafft Heil und beseitigt nicht nur notdürftig die Erkrankung, sondern erzeugt das Leben. Um das bitten wir somit für unser Volk, daß ihm Gottes Name Sinn und Inhalt gewinne als der heilige Name, der mit unantastbarer Gewißheit zu uns spricht und die eine große Liebe in uns erweckt.

Aber auch dann, wenn uns nun Jesus mit einem starken Schritt vorwärts führt und die Bitte gibt: „Dein Reich komme“, weckt uns der uns packende Griff unserer Gegenwart auf und verschafft unserer Bitte die plastische Deutlichkeit und den heißen Ernst. Kann wohl für die, die für das Reich geblutet haben, dieses Wort je

inhaltsleer werden? Und nun, da das uns einigende Band sich lockert, wird es uns erst noch einmal verdeutlicht, was das „Reich“ uns gibt. Indem wir daran arbeiten, daß unser Reich uns bleibe, merken wir auch, um was wir bitten, wenn wir sprechen: „Dein Reich komme“. Wir erleben es, daß es nur einen gibt, der Menschen wirklich eint. Wie kommen wir zusammen und überwinden den Zerfall, der durch die auseinanderstrebende Bewegung entsteht? Ratlos stehen wir da, von Ohnmacht gebeugt. „Reich“, das bedeutet Zusammenfassung zu Einem Leben, Gemeinschaft, bei der Kraft und Bedürfnis sich finden und den gegenseitigen Austausch schaffen, Eintracht, die die vielen Willen an Ein Ziel bindet. Wir haben es vor Augen, daß dies über die menschliche Kraft hinausragt, und sind unfähig, uns das Reich zu bereiten. Das liegt nicht nur an der Schwäche unseres Geschlechts oder seiner führenden Männer, auch nicht nur daran, daß uns an den Universitäten die Theorien fehlen, die den Weg wiesen. Dein Reich! Als Lichtstrahl, der alles hell macht, tritt dieses Wort in die Not unserer Zeit hinein. Wir brauchen eine andere Einigung als die, die der Naturtrieb uns bereitet, der uns zwingt, miteinander nach der Erhaltung unseres Lebens zu streben, und können sie nicht nur dadurch finden, daß die Gemeinsamkeit der Rasse, Sprache und Geschichte uns zusammenführt. Jesu Bitte zeigt uns den, der uns einigt. Zwei werden eins im Dritten, in dem, der über ihnen steht. Nur so bewegt uns alle Eine Liebe, daß der Eine vor uns erscheint, der mit seiner Gnade uns alle erfaßt. Von ihm und zu ihm gezogen sind wir geeint. Er macht aus uns eine Gemeinde, er allein. Indem wir die Zerrissenheit, die uns quält, als Not erleiden und am Aufbau des Staats, der uns zerbrochen worden ist, mit opferreicher, peinlicher Entsagung mitarbeiten, entsteht aus Jesu Gebet der selige Dank, daß es einen Hirten gibt, der die Herde sammelt, einen König, der aus den Vielen sein Volk schafft, ein Haupt, das seine Gemeinde als seinen lebendigen Leib mit sich eint. Darum bitten wir als durch unsere Lage aufgeweckt und unterwiesen mit neuem Glauben und neuer Liebe um Gottes königliches Regiment.

Auch der dritten Bitte, die den beiden anderen die Vollendung bringt,

gibt unsere Lage den vertieftsten Sinn. Wer zu unserem Volk gegenwärtig spricht, mahnt es zur Arbeit, und wir lassen uns dieses edle Wort gern zurufen. Es gehört zu den Kennzeichen unseres Volks, daß es, sowie ihm dazu die Möglichkeit gegeben war, die Arbeit an den Universitäten wieder aufgenommen hat. In der Arbeit wird der uns bewegende Wille sichtbar, der mit der Arbeit das verwirklicht, was er sich zum Ziele macht, und das Übermaß von Ansprüchen, das sich an uns herandrängt, versetzt uns in eine rastlose Geschäftigkeit. Allein unser starker Wille und seine erfolgreiche Verwirklichung sind nur dann für uns ein Gewinn, wenn wir die Bitte Jesu empfangen haben und über unseren Willen den seinen und über den Erfolg unseres Wirkens die Erfüllung seines Willens stellen. Ich ziehe damit eure Gedanken von der traditionellen Fassung der Bitte weg, die uns nur an die Ergebung in den göttlichen Willen denken macht. Das ist der unentbehrliche Durchgang für uns alle, wenn Jesu Bitte unser Gebet werden soll. Wir können sie nicht in uns tragen, ohne jene Befreiung von unseren eigenen Gedanken zu besitzen, die uns die drei ersten Bitten mit zusammenstimmender Eintracht verschaffen. Jesu Bitte legt aber nicht die Resignation des Fatalisten in unsere Seele hinein. „Dein Wille geschehe!“ ist nicht nur der Spruch dessen, der dulden muß, was Gottes königlicher Wille anordnet, und vor dem Geheimnis seiner Regierung verstummt. „Er geschehe!“ Das ist die Einigung unseres Willens mit dem seinen, das Begehren dessen, der wirken will, nun aber so, daß ihm sein Werk gegeben ist und durch den Willen geordnet ist, der den Himmel und die Erde mit seiner Herrlichkeit durchwaltet und beide mit seiner Gnade erfüllt. Je mehr sich die Ansprüche häufen, die uns in die Arbeit stoßen, um so unentbehrlicher ist es für uns, daß wir Jesu Bitte beten. Darin liegt die Bedingung für ein erfolgreiches Lebenswerk. Unser Wirken muß Gehorsam sein. Einzig damit empfangen wir einen fruchtbaren Dienst. Das befreit uns von aller passiv machenden Resignation. Gott geht voran; folge! Das jammernde Lied verstummt, und die phantastische Fabrikation von Plänen ist beseitigt. Wir laufen nicht mehr hin und her von einem Wunderdoktor zum anderen. Nicht eine von



uns erfundene Ethik, sondern der Wille, der gehorcht, schafft den Wirker, dessen Arbeit für unser Volk ein Segen ist. Das entschlossene Begehren, daß Gottes Wille geschehe, ist die Basis für jede Anstrengung, die für das Ganze fruchtbar wird, für jedes Heldentum, das andere befreit.

Wir sind überreich beschenkt, wenn uns Jesus seine Bitten in die Seele legt, wenn der Name Gottes vor uns leuchtet als das Heiligtum, das wir hüten dürfen, wenn sein Reich uns umfaßt in seiner geheimnisvollen Gegenwartigkeit und seiner herrlichen Zukunft, wenn sein Wille zum unsrigen wird, so daß wir den Gehorsam lernen. Wenn ist damit das Ziel gezeigt, unserem Volk oder mir in der Individualisierung meines verborgenen Lebens? Jeder gibt sich dazu sofort die zutreffende Antwort: Diese Zerlegung ist falsch. Es ist Jesu Kennzeichen, daß er uns beides gewährt, die Gemeinschaft und das Eigenleben. Nicht zwei Gebete hat uns Jesus gegeben, eines für mich selbst, damit sich mein Herz mit Gottes Gaben fülle, und eines für mein Volk, damit unsere Gemeinschaft bestehe und gedeihe. Es gibt bei Jesus nicht zwei Heilswege, eine Individualethik und hintendrein auch noch eine Sozialethik oder umgekehrt. Jesus sagt uns Ein Wort, mit dem uns Gott seine Gnade zeigt, die unser Volk in die Gerechtigkeit erhebt, die jedemi sein Recht unverletzt gewährt, womit alle Träume des Kommunismus verschwinden, und die uns zugleich von jenem Individualismus befreit, bei dem die Schnecke sich in ihr Haus verkriecht und ihre wunderbare Pracht mit Eitelkeit beschaut. Von allen diesen Träumen genesen wir, wenn Jesu Bitte unser Begehren wird; denn mit ihr ist uns Gottes alles umfassende Gnade gezeigt.

Nun sind wir für das vorbereitet, was die neuen Bitten, Jesu in uns erwecken, für die, die aus dem Kampf um das Brot entsteht — eine Gegenwartsfrage —, für die, die aus dem Kampf mit der Schuld erwächst — eine Gegenwartsnot —, für die, die uns im Kampf mit der Versuchung hilft — ein Anliegen der Gegenwart. Wie hat uns Jesus dazu gerüstet, daß wir um die Erhaltung unseres Lebens ringen und das schwerste aller Probleme, die Schuldfrage, bewältigen, und für die Größe unseres Berufes offen sind, aus

der sich unsere Erprobung ergibt? Dadurch rüstet er uns für unser Ringen, daß er uns zeigt, was Gott macht, daß uns Gott seinen Namen zeigt, sein Reich aus uns schafft und seinen Willen von uns getan werden läßt. Vom Loblied her, das Gottes Herrlichkeit preist, führt er uns in unseren Kampf hinein. Damit wir ihm aber fröhlich folgen und erfolgreich kämpfen, muß das in unserer Seele befestigt bleiben, was er uns zuerst gegeben hat. „Gebet Gott, was Gottes ist“; das bleibt Jesu erstes Wort, die uns regierende Norm, das uns bewegende Begehren, unser erstes Gebet.

## 2.

Nun ordnet Jesus unseren Kampf, den wir für die Erhaltung unseres Lebens führen, den, den uns unsere Schulden bereiten, den, der aus unserem Beruf entsteht. Die Not, die uns die natürliche Art unseres Lebens zuträgt, die Sorge um das Brot, die Not, die aus unserem Willen entsteht, die Schulden, die Not, die aus unserem Beruf hervortritt, die Versuchung, sie bekommen alle in Jesu Gebet ihren Platz. Es erhält dadurch eine Bewunderung weckende Systematik. Das Verlangen nach dem System hat einen unzerstörbaren Grund; denn die Bemühung, ein Ganzes zu schaffen, ist ein wurzelhafter Trieb unseres inwendigen Lebens. Nicht die Halben zeigen uns, was Gott will und macht, sondern die Ganzen. Aber nicht ein eigenmächtiger Aufschwung unserer Vernunft erzeugt die Totalität. Alle Perfektionismen, auch die intellektuellen, richten nur Schaden an. Die Einheit, die uns die Totalität verschafft, ist göttliche Segnung und wird uns darum von dem dargereicht, der uns das göttliche Wirken enthüllt in seiner Höhe, zu der uns die ersten Bitten erhoben, und in seiner Tiefe, in die wir nun an Jesu Hand hinabsteigen.

Auf den Kampf um die Lebensmittel macht uns die Gegenwart allgewaltig aufmerksam und zwingt uns dadurch zur Bitte um das Brot. Sie schreit sie uns so laut in die Ohren, daß keiner sie überhören kann. Darum empfangen wir es mit Dankbarkeit als eine große Gabe, das uns Jesus die Bitte um das Brot schenkt. Gestatten wir ihm, daß er sie ernsthaft in uns erweckt, so

sind wir auch bereit, dem Ruf, der uns zur Arbeit auffordert, zu gehorchen. Denn der, der bittet, ist auch zur Tat bereit. Daß wir auf Gottes gebende Hände schauen, zeigt sich darin, daß wir auch unsere Hand rüstig machen, damit sie das Brot herschaffe. Wir würden uns das Große, was uns unsere Zeit darreicht, verkürzen, wenn wir die Nötigung, uns um unser Brot zu bemühen, nur als eine Störung unserer Behaglichkeit empfänden. Es liegt ein Segen darin, daß wir von allen willkürlichen Bestrebungen weggerissen und zu dem gewendet werden, was zuerst notwendig ist; das ist die Erhaltung unseres Lebens, wie es uns durch die Natur vermittelt wird, unser Brot. Schließen wir uns Jesus an, so wird auch aus dieser Arbeit nicht nur eine Qual. Sie kann dem nicht nur als eine erniedrigende Plage und Beschwerung erscheinen, der darin den göttlichen Willen erkennt, daß wir uns um unser Brot bemühen. Weil wir um dasselbe bitten, führen wir den Kampf um unser Brot nicht mit Klagen, sondern mit Treue und darum auch mit der Freude, die den Gehorsam gegen die göttliche Ordnung stets umgibt. Ich lege eine kleine Bemerkung für die Mediziner ein, weil sie am Kampf um die Erhaltung des Lebens besonders beteiligt sind und hier in der ersten Reihe stehen. Sie müssen beständig der Not des Sterbens widerstehen. Zur Freude wird dieser Kampf für uns nur dann, wenn wir nicht nur arbeiten, sondern auch beten. Die Bitte um das tägliche Brot umfaßt auch die Bitte des Mediziners, der um die Erhaltung des Lebens ringt. Wir haben Angst vor den Plänen derer, die uns, um uns zu „sozialisieren“, in Arbeitskasernen sperren. Diese Angst ist vollauf begründet, solange wir um unser Brot bloß arbeiten und nicht um dasselbe bitten. Suchen wir es dagegen bei Gott und empfangen wir es als seine Gabe, dann wird auch unser Kampf um das Brot ein für unseren inwendigen Menschen fruchtbarer Bestandteil unseres Lebens.

Weshalb uns Jesus nicht für mein oder dein, sondern für unser Brot beten heißt, das wird uns von unserer Zeit eindringlich ausgelegt. Wir können die Erhaltung unseres Lebens nur durch die Gemeinschaft erreichen, die nie verleugnet werden darf. Nicht um

mein, sondern um unser Leben kämpfen wir, sorgen wir, arbeiten wir. Wir wollen die Auslegung, die unsere Gegenwart dem Gebet Jesu gibt, fest in unser Herz fassen. Denn wir waren vor dem Krieg in enge Gedanken eingespannt und vergnügt, wenn unser eigener Tisch gedeckt war und wir satt, ja übersatt wurden. Jetzt ist es uns ins Bewußtsein geschrieben worden, daß unser Wohl und Weh an der Gemeinschaft hängt, in die wir dazu gesetzt sind, damit wir einander das Brot verschaffen. Auch die Christenheit darf diese göttliche Ordnung nie vergessen; auch sie ist in der Liebe zu Jesus und im Glauben an ihn dazu verbunden, damit sie gemeinsam ihr Brot gewinne. Nicht einzig das erlangen wir füreinander, sondern tragen auch die Last unserer Schulden gemeinsam. Aber auch die Last des Hungers miteinander zu tragen und wegzuschaffen, ist Pflicht und Ziel der Christenheit. Eine Vereinigung christlicher Studenten, in der einzelne ihrer Glieder hungern, ist innerlich krank.

Nach dem Brot hieß Jesus seine Jünger verlangen, nach dem Lebensmittel, nicht nach dem Genußmittel, und damit wird Jesu Gebet wieder zu einem Leuchtturm, der uns die richtige Fahrt weist. Niemand braucht sich zu ängstigen, daß er jetzt in ein Armenhaus gesperrt werde, damit er dort mit Wasser und Brot sich erquicke. Jesus gönnt allen den Genuß; aber er hat zwischen dem Lebensmittel und dem Genußmittel unterschieden und sagt uns, daß Gottes Gnade darin bestehe, daß er Leben schaffe, und nicht darin, daß er uns mit Genuß anfülle. Denn über das, was uns die Genußmittel bereiten, hat Jesus das herrliche Geschenk gestellt, das uns seine ersten Bitten priesen. Nicht das ist Gottes Absicht mit uns, daß wir so und so viel genießen, sondern das, daß wir leben und mit dem Leben etwas ungleich Größeres empfangen als nur die Fähigkeit zum Genuß. Wer mit Jesus um die Heiligung des göttlichen Namens und das Kommen des göttlichen Reichs und die Erfüllung des göttlichen Willens bittet, dem ist die Erhebung über den Zwang des Genießens geschenkt. Er ist nicht mehr Eudämonist, nicht mehr ein Glücksjäger, der verdrossen jammert, wenn sich der Genuß nicht zu greller Empfindung und beständiger Reizung steigern

läßt. Mit Gottes Namen, Gottes Reich, Gottes Willen ist das Leben ein Wert geworden, der nicht erst durch die Zugaben des Genusses wertvoll wird. Jetzt ist das Leben das große Geschenk geworden, um das wir ringen, arbeiten und bitten, jeder mit dem Einsatz seiner eigenen Kraft und wir alle vereint zur großen Armee derer, die die Lebensmittel erarbeiten.

Laßt uns auch das „heute“ nicht überhören. Auch euch Jungen, Sorglosen hat es etwas zu sagen. Denn gerade weil die Jugend sorglos ist, spielt sie gern mit Projekten und formt sie oft mit überreicher Erfindungsgabe. Leicht sammelt sich ein buntes Gewimmel von Träumen in einem jugendlichen Geist. Darum wollen wir unser Ohr für Jesu Bitte offen machen, die uns sagt: heute lebst du, und das Morgen steht nicht in deiner Gewalt. Es gehört zu den großen Gaben Jesu, daß er uns nicht verstattet, mit der Zukunft die Gegenwart zu verderben. Unser kausales Denken, das im gegenwärtigen Akt den Kommenden erfasst und wahrnimmt, wie das jetzt Geschehene die weitere Bewegung bestimmt, wird dadurch nicht geschädigt. Wir erhalten unter der Führung Jesu vielmehr den wachen Blick, der sich ohne Träumerei die Verkettung der Ereignisse mit ihrem unbiegsamen Ernst deutlich macht. Aber der Sorge schließt Jesus die Lüre zu, weil er uns sagen darf, daß wir geleitet sind, und damit bereitet er uns das herrliche Vermögen, das Heute wirklich an uns zu ziehen als uns geschenkt.

Unser unbarmherziger und blinder Sinn gibt sich zufrieden, wenn die Lebensmittel erworben sind, und bedeckt sich diejenige Not, die der Mensch sich mit seinem eigenen Verhalten bereitet als sein eigenes Produkt, die Schuld. Jesus dagegen, der Sehende und Barmherzige, schließt sein Gebet nicht schon dann, wenn unser Leben auf sein natürliches Fundament gestellt ist, sondern verwandelt die uns am tiefsten verletzende Wunde in eine Quelle der Kraft. Aus unseren Schulden entsteht die Bitte: Vergib sie uns, und diese Bitte hat wie die anderen alle die Gewißheit der Erhörung in sich. Unsere Lage legt uns diese Bitte mächtig aus, da ringsum die Anklagen schallen, die Völker sich gegenseitig leidenschaftlich verklagen und unter den eigenen Volksgenossen die schwersten Anklagen die



Gemeinschaft bis nahe an den Bürgerkrieg zerreißen. Sind es nur andere, die uns an das Dasein der Schulden mahnen? Schweigt unsere eigene Seele? Keiner kann auf die letzten Jahre zurücksehen, ohne daß der Begriff „Schuld“ unermesslichen Umfang gewinnt. Volksschuld, gemeinsame Schuld, persönliche Schuld, eigenste Schuld, eines hängt hier am anderen und tritt mit dem anderen vor unseren Blick. Darum fragen wir alle, was der Zusammenbruch unseres Volkes uns selber zu sagen habe, und nun steht sie vor uns, obenan die Schuld der Christenheit, aber auch die Schuld der Staatsleitung, die Schuld der intellektuellen Führer unseres Volkes, die Schuld der Universitäten, auch die der Studenten. Was sollen wir mit unseren Schulden machen? Wir erfassen die göttliche Vergebung und handeln damit so, wie Jesus es für uns erworben hat. Das ist seine Gabe, die Frucht seiner Sendung, der Erwerb seines Kreuzes, daß wir für unsere Schulden die Vergebung erhalten.

Was heißt verzeihen? Die Schulden entstehen dadurch, daß der an uns ergehende Anspruch abgewiesen wurde. Wir haben die uns tragende Gemeinschaft zerrissen, die uns geschenkte Beziehung nicht zur Treue befestigt, sondern zerstört, dem an uns ergangenen Ruf uns entzogen und das uns erteilte Gebot von uns weggeschoben. Das ist Schuld. Und was ist nun Vergebung? Die Gemeinschaft wird uns aufs neue gewährt, trotzdem wir sie zerrissen haben. Vom Geschehenen und den aus ihm entstehenden unheilvollen Folgen werden wir gelöst und der Wiederanfang mit neuer Möglichkeit uns gewährt. Sagt uns Jesus: Gott verzeiht, so erklärt er uns: Deine Vergangenheit darf dich nicht zerstören und der Defekt in deinem Verhalten deinen Fortgang dir nicht rauben. Die Tür ist für dich offen, und dein Weg wendet sich wieder nach oben, weil die Liebe, die du verscherzt hast, dich aufs neue besucht und die Gnade die Macht hat, dich wieder mit dem zu verbinden, von dem du dich wegwandtest.

Dürfen wir das glauben? Ist nicht unsere Last zu schwer, unsere Lage zu furchtbar, als daß wir Jesu Bitte noch wagen dürften? Erdrückt sie nicht unser Volk? Nötigt sie nicht unsere Kirche zu schweigen? Wir gehorchen Jesus, der uns zum Glauben beruft, und

dieser besteht darin, daß wir es fassen: es gibt Vergebung, auch für das sich selbst zerstörende Europa, auch für den Engländer und seinen blutigen Machtwillen, auch für den treulosen Deutschen, der die Waffen wegwarf und nach Hause lief, auch für die untüchtige Kirche, die die Habgier und Genußsucht nicht zu überwinden vermochte, sondern ratlos vor dem Jammer stand, auch für uns mit unserem persönlichen Anteil am Schicksal unseres Volks. Er gibt für uns einen neuen Anfang, einen Aufstieg, weil Gott nicht schwankt, wenn wir fallen, sondern seine Kraft, Hilfe und Wahrheit für uns wirksam macht.

Nicht nur Erschütterungen unseres Bewußtseins, Verletzungen unseres Empfindens und dergleichen ergeben die Schwierigkeit, die uns die Übernahme der Bitte Jesu als unmöglich darstellt. In objektiver, göttlich gegründeter Macht vollzieht sich das Recht im menschlichen Schicksal, und die Ereignisse haben uns dies mit wuchtigen Schlägen aufs neue eingehämmert. Das in der Geschichte waltende Kausalgesetz wird nicht undeutlich, wenn sich wie brandende Wogen die Ereignisse überstürzen; im Gegenteil, je stürmischer die Bewegung wird, um so offenkundiger wird die Macht des Gesetzes, die sie beherrscht. Der Saat folgt die Ernte und dem vorangegangenen Geschlecht das neue in fester Verkettung und offenbart uns die hier sich durchsetzende Kausalität, das hier zur Vollstreckung gelangende Recht. Wie kann uns Jesus dennoch seine Bitte geben? Sein Vater ist nicht nur der Gott des Kausalgesetzes, nicht nur der Gott der Äquivalenz, die der menschlichen That die ihr entsprechende Folge zuteilt. Sie ist da, diese Äquivalenz, und wer mit ihr spielt, wird sie zu spüren bekommen. Die Kausalität ist kein Wahn, kein leeres Wort. Was wir säen, werden wir ernten; das ist das heilige Recht Gottes, unter dem wir stehen. Aber das ist nicht das einzige Merkmal Gottes, des Gottes, der uns seinen Sohn gegeben und ihn am Kreuz verklärt hat. Ihn gab uns die schaffende, gebende Gnade, die ihn da zum Anfänger macht, wo wir zu Ende sind, und ihn dadurch verherrlicht, daß unsre Ohnmacht seine Kraft und unsere Bedürftigkeit seine Hilfe zu uns zieht. Darum, weil wir den gnädigen Gott über uns haben, beten wir gläubig, nicht als solche, die nur wün-

schen, sondern als solche, die empfangen: „Vergib uns unsere Schulden.“

Von meinem eigenen Sehfeld aus würde ich diesen Gedankengang damit beenden in der Meinung, unsere Erlebnisse haben den Verweis für unsere Verschuldung mit überwältigender Deutlichkeit erbracht. Aber aus unseren jugendlichen Kreisen hat auch die harte Zeit den Satz noch nicht verdrängt: „Uns Studenten sagt Jesu Bitte nichts; denn wir sind gut.“ Darin sind aber zwei Gedanken unklar vermengt, wie es der vorchristlichen, platonischen Herkunft der Formel entspricht. Im „Guten“, nach dem wir begehren und an dessen Besitz wir uns erfreuen, sind zwei verschiedene Vorgänge miteinander verbunden. Gut ist für uns, was uns die Lust bereitet; darum nennen wir den frohmachenden Tag einen guten Tag, und darum verstehen wir unsere Jungen leicht, wenn sie uns triumphierend vom Guten reden, das sie bei sich finden. Sie wollen sagen: wir sind vergnügt; uns geht es gut. Ihnen spendet ja die Jugend alle ihre Blüten in schönster Pracht, und sie können ihre Gemeinschaft miteinander so gestalten, daß sie sie erfreut. Dann freilich, wenn ich nur dieses Begehren kenne, daß es mir gut gehe, hat Jesu Gebet in mir noch keinen Raum. Vergessen wir nicht: Petrus, Johannes, Jesu Jünger, sind die, die er beten hieß: vergib uns unsere Schulden, die, denen er nicht nur die Lust, sondern auch die Pflicht verlieh, und auch daran denken wir, wenn wir vom Guten reden. Machen wir uns für den Anspruch offen, der sich aus den Beziehungen ergibt, in die wir hineingestellt sind, so fragen wir nicht mehr, wie wir befriedigt werden, sondern was wir zu tun und zu leisten haben, damit die anderen das empfangen, was ihnen gebührt. Jetzt stehen Schulden vor uns, versäumte Gelegenheiten, Lücken in unserem Verkehr, bei denen die Not die Hilfe, der Wahn die Wahrheit, der Fall die Aufrichtung nicht bekommen hat. Sowie wir vom Genießen in das Handeln hinübergehen, sowie der Eremit seine Zelle verläßt, seinen Beruf entdeckt und seinen Platz in der Gemeinde findet, entstehen auch die Schulden und drängen sich als unabweisliche Forderung an uns heran und warten auf ihre Tilgung, und sie finden sie dadurch, nur dadurch, daß Gott uns vergeben hat.

„Wie wir vergeben haben unsern Schuldner.“ Unsere Lage macht auch diesen Teil des Gebetes Jesu ernst. Das ist sonnenklar und liegt jenseits jeder Bestreitung, daß wir, wenn wir Gottes Vergebung besitzen und unser Leben das Werk seiner Gnade ist, nicht am anderen als die handeln können, die die Strafgewalt besitzen, das Recht an ihm vollstrecken, ihm die Gemeinschaft verweigern und sein Leben vernichten, weil er schuldig ist. Unser Verhältnis zu Gott bestimmt auch unsere Beziehung zur Welt. Wir gehen mit dem Nächsten um, wie Gott mit uns verfährt, da wir nicht Empfänger der göttlichen Gnade sein können, ohne daß sie uns zu ihrem Werkzeug macht. Sprechen wir diesen Teil der Bitte mißmutig mit dem Vorwurf gegen Jesus, warum er denn eine so lästige Bedingung an seine Bitte gehängt habe, so beten wir falsch. Einen Besitz göttlicher Gnade, der uns nicht zu ihrem Boten und Diener im Verkehr mit den anderen machte, gibt es nicht, auch nicht im Verkehr mit denen, die uns beraubten, unsere Ehre beschmutzten und unser Leben schädigten.

Sollen wir auf den Zorn des Mannes verzichten? Zwei Erwägungen bedürfen hier der ernstesten Durcharbeitung. Was uns bewegt, das Vergeben unmöglich zu heißen, ist zunächst das eudämonistische Motiv. Auf unsere Ehre, auf unser Recht sollen wir verzichten? Ein solcher Verzicht bringt uns Pein. Wir haben aber gebetet: „Dein Reich komme, und dein Wille geschehe“, und damit aus der Hand des Vaters einen Besitz empfangen, der unantastbar ist, und ein Ziel bekommen, das von unserer Ehre und unserem Recht unabhängig ist. Jetzt als die, die Jesu Gabe besitzen, sind wir zum Verzicht fähig, auch zu dem, der uns bitter weh tut und furchtbar schwächt. Jetzt ist über dem eudämonistischen Trieb ein höherer Wille in uns geboren. Hören wir genau: „Wir haben unseren Schuldner vergeben“ läßt uns Jesus sprechen, nicht: wir möchten oder wollen vergeben. Er stellt seinen Jünger vor Gott als den, der den Verzicht geleistet hat, weil er die göttliche Gabe empfangen hat. In unserer Empfindung weniger stark, darum aber in unserem Denken vielleicht noch stärker hemmt uns der zweite Einwand, der sich auf die Unverletzlichkeit des Rechts beruft. Wir hören oft den

Borwurf, daß wir mit der christlichen Sanftmut das Unrecht, die Lüge und den Treubruch pflanzen. Die Frage steht vor uns: Wie kommt es zur Überwindung des Bösen? Wie werden wir Herr über das, was die Gemeinschaft zerstört? Wer ist der Sieger, wer der Starke, die Liebe oder der Haß? Woran hängt für die Welt und für jeden von uns die Erreichbarkeit unseres Ziels, an Gottes Gnade oder an dem Vergeltung bewirkenden Recht? Die Kirche kann nicht schwanken; sie steht gegenüber allen, die den Haß predigen, bei dem Satz: Überwinder sind nur die Vergebenden. Jesus ist darum der Überwinder, weil er der Verzeihende und der Ver söhnende ist, und die Christenheit ist darum die überwindende Macht, weil und soweit sie vergeben kann. Nur so entsteht die neue Gemein schaft, während der Haß sie unmöglich macht.

Hat auch die Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung“ eine deutliche, starke Beziehung zu unserer Gegenwart? Für manchen, der das Unser Vater betet, bekommt es durch die letzte Bitte einen matten, schwächlichen Ausgang, weil er bei der Versuchung nur an die Schwachheit denkt. Er leitet sie daraus ab, daß wir durch den früheren Fall oder schon durch unsere Natur geschwächt sind, weil sich aus der Verfehlung der abnorme Zustand entwickelt, der uns zur Wiederholung unserer Sünden zwingt. Wir erwägen aber auch hier eine Bitte, die Jesus seinen Jüngern als ihr bleibendes An liegen in die Seele hineingepflanzt hat, und wenn sie Jesu Bitte mit dem verglichen, was ihnen die Schrift und die Geschichte Jesu zeigten, so stellte sie der Hinweis auf die Versuchung nicht zu den Schwachen, sondern zu den Starken, zu den sonderlich Begnadigten, die ihren besonderen Vorzug dadurch zu befestigen haben, daß sie die Versuchung bestehen. Als Jesus die Taufe empfangen hatte und der Geist zu ihm gekommen war, der seine Gemeinschaft mit dem Vater sichtbar machte und ihm sein Heilandswerk auftrug, jetzt wird er in die Versuchung gestellt, nicht weil er an der menschlichen Schwäche Anteil hatte, ohne die es freilich keine Versuchung gibt, sondern deshalb, weil er der Erwählte ist, der Sohn, der aus der Reihe derer, die ihrer Sünden wegen die Vergebung begehrten und empfangen, herausgehoben ist. Nun wird es für ihn zur gerechten



Notwendigkeit: „Bestehe die Versuchung“, weil die empfangene Gabe durch die Bewährung der Treue befestigt wird. So entsteht auch die letzte, entscheidende Versuchung Jesu, sein Gang zum Kreuz, aus seiner Sohnschaft, nicht aus seiner Schwäche, sondern aus seinem Beruf, weil er deshalb, weil er der Sohn ist, dem Vater den vollendeten Gehorsam darzubringen hat, damit er die Gemeinschaft mit ihm in der Herrlichkeit und die Heilandsmacht als sein gerechtes Eigentum besitze. So hat Jesus auch das Wort: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet“ nicht Fernstehenden oder Sündigenden gesagt, sondern seinen Jüngern, die ihn bis an seinen Tod heran begleitet haben und denen nun das Amt, Gottes Gnade zu verkünden, übergeben ist. Den Begnadeten wird gesagt: ihr habt die Versuchung zu bestehen; denn die Begnadeten sind die Verantwortlichen.

Nun gewinnt auch diese Bitte eine tiefe Beziehung zu dem, was unsere Lage von uns verlangt. Weil unser Volk zu Großem berufen ist, darum kam die Versuchung, und unsere Not ist, daß wir sie nicht bestanden haben. Wir wollen aber unsere Gedanken nicht rückwärts, sondern vorwärts wenden. Da wir an die Vergebung Gottes glauben, haben wir den Aufstieg vor uns, und darum müssen wir nun auch mit ganzem Ernst bitten lernen, daß uns nicht wieder eine Versuchung auferlegt werde, die uns stürzt. Wir dürfen dabei aber nicht nur an unsere nationalen Leistungen denken; denn das Größte, was unser Volk empfangen, ist das, was es in seiner christlichen Gemeinschaft besitzt. Das geht mit unvergleichlichem Wert über alles hinaus, was wir durch den Neubau unseres Staats empfangen können. Wenn aber die großen Gaben Gottes zu uns kommen, dann gilt es, sich gegen die Versuchung zu rüsten, und das erste Stück in dieser Rüstung ist die demütige Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung“, die unserer Ohnmacht gedenkt. Manchen stört es, daß uns unsere christliche Geschichte immer wieder düstere Erfahrung bereitet, Katastrophen, bei denen Größenwahn zerschlagen wird, Vollkommenheitsdünkel im Schmutz zusammenbricht und prunkender Glaube zerfällt. In solchen schmerzhaften Erlebnissen wird uns der Zusammenhang verdeutlicht, der mit dem hohen Beruf

und der herrlichen Gabe auch die große Versuchung zusammenfügt. Ist uns Großes gegeben, so kommt die Gefahr der Überhebung, mit der wir uns zuschreiben, was Gottes ist. Gott bleibt aber Gott, und deshalb gibt es keine glanzvolle Geschichte der Kirche, sondern nur eine mit Sünde und Schande belastete, und deshalb gibt es auch keine strahlende Geschichte einer christlichen Studentenvereinigung, sondern nur eine solche, die uns zeigt, wie unentbehrlich uns die Bitte bleibt: „Führe uns nicht in Versuchung.“

Mit dem Ruf „Rette uns“ schließt Jesus sein Gebet. Rette uns nicht vor der Arbeit, die uns das tägliche Brot zuführt, nicht vor der Pflicht, die uns mit den anderen vereint und deren Bruch uns zu Schuldnern macht, nicht vor der Not der Liebe, die verzeihen muß, nicht vor dem Leiden, nicht vor dem Sterben. Rette uns vor dem Bösen! Das ist das einzige, was unerträglich ist. Die Bitte wird zum Ruf, der nach der Hilfe schreit; er ist aber nicht glaubenslos, nicht der Schrei des Verzweifelnden. Jesu Gebet ist gläubig, und es macht uns, wenn wir es mit ihm beten, gläubig. „Rette uns vor dem Bösen.“ Das entzündet in uns die Gewißheit: Christus, der Retter, ist da.

# Inhalt

	Seite
Zum Geleit . . . . .	5
1. Deynhausen, 6. August 1919: Aufbauende Kräfte unseres Glaubens im Zusammenbruch. Von Lic. Erich Stange, Pastor in Leipzig-Gohlis . . . . .	7
2. Saarow, 13. August 1919: Ist Ite und Jesus. Von D. Dr. Karl Heim, Professor der Theologie an der Universität Münster . . . . .	27
3. Niesky, 26. August 1919: Jesus der Herr. Eine Tatsache und eine Forderung. Von D. Otto Schmig, Professor der Theologie an der Universität Münster . . . . .	53
4. Niesky, 27. August 1919: Gott oder Jesus? Zinzendorfs Lösung dieser Frage in ihrer Bedeutung für uns. Von Lic. Gerhard Reichel, Dozent am Theologischen Seminar der Brüdergemeine in Gnadenfeld . . . . .	66
5. Lübingen, 25. und 26. September 1919: Das Unser Vater und unsere gegenwärtige Lage. Von D. Adolf Schlatter, Professor der Theologie an der Universität Lübingen . . . . .	87

Von den Mitarbeitern dieses Buches sind  
ferner im Furche-Verlag erschienen:

Karl Heim

Friede mit Gott

2. Auflage Geheftet 40 Pf.

Der Krieg und das Ringen des Studenten  
um eine Weltanschauung

Geheftet 40 Pf.

Bilden ungelöste Fragen ein Hindernis für den Glauben?

6. Auflage im Druck

\*

Otto Schmick

Vom Wesen des Argernisses

Eine biblische Erläuterung

Geheftet 90 Pf.

Bilder aus dem Buch des Friedens

Geheftet 2 M. 50 Pf.

\*

Erich Stange

Jesus als Mittelpunkt der Bibel

Geheftet 1 M. 50 Pf.

Luthers Weg zur Würde des Menschen

Geheftet 1 M.

Das Erlebnis der Reformation

Eine Frage an junge Menschen

Geheftet 80 Pf.

\*

Von den früheren Konferenzberichten ist noch vorrätig:

Bernigerode 1916

Bericht über die 25. allgemeine Christliche Studentenkongferenz

Geheftet 1 M. 80 Pf.

Sämtliche Preise verstehen sich ausschließlich  
eines Verlags-Druckaufschlages von 25%

---

Furche-Verlag / Berlin NW 7

Der Neudruck der Wittenberger Septemberbibel vom  
Jahre 1522

# Das Neue Testament Deutsch Wittenberg

Ungefügter und unveränderter Neudruck der ersten Ausgabe von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments, der Septemberbibel vom Jahre 1522. Herausgegeben von D. Dr. G. Kawerau † und Dr. theol. D. Reichert-Giersdorf. Mit einer als Beilage eingefügten geschichtlichen Einführung von D. Kawerau. Gedruckt nach Angaben und unter Aufsicht von Prof. F. H. Ehmde bei Knorr & Hirth in München in der Ehmde-Schwabacher.

In Edelpappband mit Pergamentvorstößen und seiden 25 Mark  
und 25% Verlagsteuerungszuschlag

Im Dezember 1521 begegnen wir in den Briefen Luthers, der seit Mai dieses Jahres auf der Wartburg den Schutz seines Kurfürsten gegen die bedrohlichen Folgen der Reichsacht genoss, der Ankündigung, er sei mit der Übersetzung des Neuen Testaments ins Deutsche beschäftigt. Im März 1522, nach seiner Rückkehr nach Wittenberg, konnte er sich an die Durchsicht und Verbesserung seiner auf der Wartburg begonnenen Übersetzung machen, wobei ihm Melancthon sein treuer Gehilfe war. War ein Stück des Manuskriptes durchgesehen und der Text festgestellt, so wanderte es zum Drucker, der Melchior Lotther der Jüngere in Wittenberg war. Schon im September 1522 war der Druck des umfangreichen Buches beendet, und trotz des hohen Preises mußte schon im Dezember desselben Jahres eine zweite Auflage ausgegeben werden, und rasch folgten neue Auflagen und nicht mind. (nach heutiger Auffassung: unbefugte) Nachdrücke anderer Druckerleger. Zum Unterschied von der zweiten Auflage und den übrigen Ausgaben führt der erste Druck den Namen Septemberbibel. Und die erste Ausgabe, die das Neue Testament den Deutschen in ihrer Sprache brachte, ist die Vorlage für den Neudruck gewesen, den wir jetzt denen darbieten können, die sich trotz aller Textrevisionen und Neuübertragungen den Sinn und die Freude für die Wucht und die Würde des ursprünglichen Lutherwortes in heiligen Texten gewahrt haben. In hardlichem Umfange bringt unsere Ausgabe den ungeänderten Text der Ausgabe von 1522 und verzichtet auch nicht auf die vollständige Wiedergabe der bedeutsamen Zugaben, die Luthers Hand der ersten Ausgabe beigelegt hatte. So, was man leider ungefähr seit dem 3 jährigen Kriege in unseren Bibeln nicht mehr liest, eine Reihe von Vorreden, wie eine auf das Ganze des Neuen Testaments, in der er betont, daß dieses Buch „das Evangelium und Gottes Verheißung, daneben auch Geschichte beider derer, die daran glauben und nicht glauben“ enthält; daran schließt sich eine kurze Belehrung darüber, „welches die reinsten und edelsten Bücher des Neuen Testaments sind“. Dann besondere Vorreden bei den einzelnen Briefen, am ausführlichsten bei dem Römerbrief, in dem er die Hauptbegriffe dieses Briefes erläutert: Gesetz und Sünde, Gnade, Glaube, Gerechtigkeit, Fleisch und Geist. Und noch zwei andere kleine Beilagen sind wertvoll. Einmal die Glossen oder Marginalien, das sind bald kürzere, bald ausführlichere Randbemerkungen, in denen Luther dem Leser das sprachliche oder inhaltliche Verständnis manch schwieriger Textstelle schlicht und leicht voll eröffnet; dann das Register über die Bücher des Neuen Testaments, ein Zeugnis von Luthers innerer Freiheit und Selbständigkeit, worüber die Einführung das Nötige sagt.

Furche-Verlag / Berlin NW 7







BT  
201  
J4

Jesus der Herr; fünf Vorträge von Karl Heim [et al.] gehalten in den Teilversammlungen der 28. Allgemeinen Deutschen Christlichen Studentenkonferenz. Berlin, Furche, 1920. 105p. 20cm. (Stimmen aus der deutschen christlichen Studentenbewegung, Heft 2)

Contents.- Aufbauende Kräfte unseres Glaubens in Zusammenbruch, von Erich Stange.- Tolstoi und Jesus, von Karl Heim.- Jesus der Herr, von Otto Schmitz.- Gott oder Jesus? von Gerhard Reichel.- Das Unser Vater und unsere gegenwärtige Lage, von Adolf Schlatter.

1. Jesus Christ--Addresses, essays, lectures. I. Stange, Erich, 1888- Aufbauende Kräfte unseres Glaubens in Zusammenbruch. II. Heim, Karl, 1874-1958. Tolstoi und Jesus. III. Schmitz, Otto, 1883- Jesus der Herr. IV. Reichel, Gerhard. Gott oder Jesus? V. Schlatter, Adolf von, 1852-1938. Das Unser Vater und unsere gegenwärtige Lage. VI. Series. CCSC/nmb

